

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Draculas Bluthr

Frankreich F 8,60 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Draculas Blutuhr

John Sinclair Nr. 689

von Jason Dark

erschienen am 17.09.1991

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Draculas Blutuhr

Die Luft in der engen Zugtoilette roch mies, obwohl sie von Parfümwolken durchweht war. Amelia Astor hatte Mühe, die Schwankungen des Wagens auszugleichen, als er über eine Weiche fuhr. Die Milchglasscheibe des Fensters ließ die draußen vorbeihuschende Landschaft nicht einmal ahnen. Sie war eingepackt in das tiefe Grau der Finsternis.

Die Frau wartete. Amelia strich durch ihr weißblondes Haar. Es knisterte, als sie die Strähnen durch die Hand zog, und sie schaute dabei auf ihre goldene Uhr am linken Handgelenk.

Es war ein besonderes Stück mit einem ebenfalls goldenen Armband. Die Uhr hatte eine rechteckige Form, war an den Kanten allerdings etwas abgerundet.

Das allein hätte einen fremden Betrachter nicht staunen lassen. Wichtiger war das Zifferblatt, auf dem weder Zeiger noch Zahlen zu sehen waren. Es war glatt und schien aus einem einzigen Stück Stein zu bestehen, der unter dem Glas lag.

Wunderbar geschliffen, perfekt poliert, ein wirkliches Kunstwerk, das Amelia Astor an ihrem Handgelenk trug.

Sie strich mit dem rechten Zeigefinger darüber hinweg. Für einen Augenblick durchzog ein kribbliges Gefühl ihren Arm, dann erschienen, wie von Geisterhand gezaubert, Zahlen und Zeiger.

Die Uhr zeigte die genaue Zeit an.

Sechs Minuten vor Mitternacht!

Amelia lächelte und ließ den Arm sinken. Zahlen und Zeiger verschwanden auf ebenso geheimnisvolle Weise, wie sie erschienen waren. Zurück blieb die schwarze Hochglanzfläche innerhalb der goldenen Fassung.

Sechs Minuten, das müsste reichen.

Dennoch wartete sie ab. Wenn sie jetzt die Tür aufdrückte und in den Gang schritt, wusste sie genau, was sie erwartete. Sie hatte nicht gehört, dass der Mann gegangen war, sicherlich lauerte er in einer dunklen Ecke und wartete darauf, dass sie erschien.

Im Zug waren nur wenige Reisende. Kaum jemand würde sich um sie und den Mann kümmern. Die Menschen saßen auf ihren Plätzen und dösten vor sich hin.

Nur der Mann nicht.

Ein widerlicher Kerl. Gelackt, aber gleichzeitig mit einem brutalen Zug um die Mundwinkel. Amelia kannte Männer seiner Art, die sich immer als Sieger fühlten und neben sich niemand anderen gelten ließen. Diese Typen liebten nur sich selbst. Frauen waren für sie Gebrauchsgegenstände.

Aber diesmal sollte er sich geirrt haben.

Um die blass geschminkten Lippen der Frau huschte ein Lächeln. Wieder strich sie durch ihre Haare, abermals hörte sie das Knistern, aber diesmal wirkte die Bewegung viel entschlossener.

Zu ihren Leggings trug sie einen dreiviertellangen Mantel, einen Swinger aus schwarz gefärbter Baumwolle. Und der ebenfalls dunkle Mantel reichte ihr bis über die Schenkel. Unterhalb des Kragens zeigte er ein kleines buntes Muster aus verschiedenfarbigen Kreisen, die farblich zu der bunten Leggings passten.

Auf den dunklen Schuhen glänzte bunter Strass. Die Absätze waren nur angedeutet.

Amelia Astor fuhr erster Klasse.

Der Fremde leider auch…

Sie hatte den kleinen Toilettenraum verlassen, schaute sich nach der hoch gewachsenen Gestalt um und sah sie nicht. Es war ziemlich düster in dieser Ecke. Über der Toilettentür brannte die Notbeleuchtung, ein schummriges rotes Licht wie der Gruß aus einer Geisterwelt.

Erst im Gang war es heller, und vor der Schwingtür stand er. Er hatte sich halb in den Gang gelehnt und die Tür mit dem Rücken dabei aufgedrückt, damit er nicht sofort entdeckt werden konnte. Diesen Vorteil spielte er nun aus.

Mit einem langen Schritt ging er vor, und Amelia sah sich ihm gegenüber.

Im fahlen Licht wirkte er gespenstisch, als wäre er soeben materialisiert. Sein Gesicht sah bleichgelb aus, die hohe Stirn hatte er in Falten gelegt. Durch das nach hinten gekämmte dichte Haar zogen sich die grauen Strähnen wie Silberstreifen. Der Mund zeigte die dicken Lippen eines Genießers, die Wangen waren etwas eingefallen, und seine Pupillen erinnerten an dunkle Perlen.

»Sie haben mich lange warten lassen«, sagte er und bewegte seine Hände nervös. Mal hielt er die Finger ausgestreckt, dann wiederum schloss er sie zur Faust.

Er war unruhig, zu unruhig für Amelias Geschmack. Deshalb schaute sie auch in seine Augen.

Das Licht darin warnte sie. In den Pupillen blitzten kleine Funken. Sie glaubte, einen harten gelben Glanz zu sehen, ein Zeichen der Gier und der Lust.

In diesem Augenblick fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie wunderte sich, dass sie nicht schon früher darauf gekommen war, aber jetzt wusste sie es.

Sie kannte den Mann!

Nicht persönlich, sondern aus den Zeitungen, die sich gern mit ihm beschäftigten.

Man nannte ihn das Schienen-Phantom. Ein Mann, der mit dem Zug fuhr und alleinreisenden Frauen auflauerte. Bereits fünf von ihnen waren Opfer des Schienen-Phantoms geworden. Vier Frauen hatte er vergewaltigt, die fünfte bewusstlos geschlagen. Wäre sie nicht gefunden worden, hätte sie wegen ihrer Kopfwunde verbluten können.

Die Reporter hatten auch über die polizeilichen Ermittlungen geschrieben und berichtet, dass die Beamten davon ausgingen, einen sehr kräftigen und rücksichtslosen Mann vor sich zu haben.

Das stimmte, wenn Amelia ihn sich so anschaute.

Sein Grinsen wurde noch breiter. Er hob den Arm, seine rechte Hand wurde sichtbar. Mit dem Zeigefinger deutete er auf die Toilettentür. »Schätze, Sie gehen jetzt wieder dort hinein.«

Amelia versteifte sich. »Warum?«
»Weil ich es so will!«
Die nächste Frage schob sie geradeaus hervor. »Sind Sie das Schienen-Phantom?«
Er lachte halblaut. Seine Augen bekamen so etwas wie einen stolzen Ausdruck. »Ja, so haben mich die Reporter genannt. Es ist wieder so weit. Morgen werden sie etwas zu schreiben haben. Und zwar über dich und über mich.«
»Und wenn ich nicht will?«
Beinahe bedauernd schaute sie der Mann an. Das sah Amelia trotz des schlechten Lichts. Er hob seine andere Hand an, die ebenfalls von einem dünnen schwarzen Handschuh umschlossen wurde, und zwischen dem Zeige- und Ringfinger schob sich etwas durch, das lang und glänzend aussah.
Eine Nadel oder die dünne Klinge eines Messers. »Wenn ich damit zustoße, dringt sie bis in deinen Rücken. Willst du das?«
»Nein!«
»Dann geh hinein. Wir werden ein wenig Spaß haben, und morgen stehst du in der Zeitung.«
Amelia Astor spürte keine Angst. Sie machte sich nur Vorwürfe, denn dieser Kerl kam ihr ungelegen. Ein paar Tage später, und alles wäre okay gewesen, aber nicht jetzt, wo sie sich noch in der Vorbereitung befand. Das war sehr schlecht.
Zwischen ihnen stand das Schweigen wie eine finstere Drohung, und die helle Stahlspitze der Klinge schob sich lautlos auf Amelia zu, bis sie ihren Mantel berührte.
»Es ist nur ein Schritt, der dich vom Tod trennt. Gehst du ihn, wirst du leben…«
Sie deutete ein Nicken an. »Ich werde ihn gehen.«
»Das ist gut.« Es fiel dem Mann nicht auf, dass die Frau so gut wie keine Angst zeigte. Er war so darauf fixiert, ihr Gewalt anzutun, dass sein Wahrnehmungsvermögen versagte. Er sah nur sein Ziel und dachte daran, dass es schon fünfmal geklappt hatte.
Wieselflink ging er vor und stieß die Frau mit seiner linken Hand an. Sie stolperte und drückte die Tür der Toilette nach innen. Dann prallte sie gegen das Waschbecken, kam aber nicht dazu, sich wieder nach vorn zu drücken, denn der Mann war bereits da.
Er schloss die Tür, riegelte sie ab und nickte ihr zu. »Jetzt sind wir allein.«
»Ja, das sind wir.«
Er spielte mit dem Messer, bevor er seine Blicke über ihre Gestalt gleiten ließ. »Der Mantel stört mich. Zieh ihn aus. Aber rasch, verdammt!«
Amelia blieb gelassen. Sie hob die Augenbrauen, räusperte sich und

schlüpfte aus dem Swinger. Es störte sie nicht, dass er neben ihr zu Boden fiel.

Er starrte sie an.

»Du siehst gut aus. Wunderbare Beine.« Sofort fasste er zu und ließ die Handfläche an der Innenseite ihres Schenkels hochgleiten.

Amelia spürte die Berührung, zuckte aber mit keiner Wimper und irritierte den Mann durch ihre Frage.

»Wie spät ist es eigentlich?«

Seine Hand kam fast im Schritt zur Ruhe. Er hatte sich etwas gebückt und schaute jetzt hoch.

»Was bitte?«

»Ich wollte nur wissen, wie spät es ist. Es müsste schon Mitternacht sein - oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, du hast Nerven, Süße. Andere zitterten bereits.« Er grinste unsicher. »So abgebrüht wie du ist mir noch keine gekommen. Das macht gar keinen Spaß.«

»Wenn deine Opfer zittern, schon - wie?«

»Und ob.«

»Sag mir, wie spät es ist. Dann können wir anfangen. Los, schau auf deine Uhr!«

Der Mann merkte kaum, dass ihm das Handeln aus der Hand genommen worden war. Er schaute auf die Uhr, sah noch einmal nach und sagte dann: »Ja, du hast Recht. Genau Mitternacht.«

»Wunderbar. Darf ich noch vergleichen?«

Er hob die Schultern. »Sicher, wenn du willst. Ich sehe nur nicht ein, was das soll.«

»Ein Tick von mir. Jeder hat seinen Tick. Du doch auch.« Sie schob den Ärmel des Pullovers zurück und drehte den Arm so, dass der Mann das Zifferblatt der Uhr deutlich sehen konnte.

Seine Augen weiteten sich. Plötzlich wurde ihm eiskalt. Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern gefrieren.

Innerhalb des Zifferblattes war das Gesicht eines Vampirs zu sehen. Er hatte sein Maul weit aufgerissen, die beiden Zähne waren zu sehen, und in seinen Augen stand die Gier nach Blut.

Das alles hätte er hingenommen, nur nicht die Tatsache, dass sich der Kopf bewegte.

Er lebte!

***

Zuerst war dem Mann kalt geworden, danach trat das Gegenteil ein. Eine Hitzewelle nach der anderen schoss durch seinen Körper bis hoch in den Kopf, wo das Blut hinter der Stirn hämmerte und tuckerte. Er schaffte es, sich zur Ruhe zu zwingen und möglichst klar und nüchtern über das Phänomen nachzudenken.

Es gab heutzutage die verrücktesten Uhren, mit Bildern oder irgendwelchen Zeichnungen, mit Comicfiguren verziert oder sogar Sprüchen, und vor allen Dingen Kinder oder Jugendliche sprachen darauf an. Sie interessierte mehr das Design oder die Originalität als die Funktionsweise der Uhr.

Bei dieser Uhr überkam ihn sofort das Gefühl, dass sie anders war als die Üblichen. Von ihr strömte etwas aus, das er nicht fassen und einordnen konnte.

Eine Drohung, eine Ahnung…

Ihm wurde die Kehle eng, als wären Gummihände dabei, sie langsam zusammenzupressen. Die Zug-Toilette wurde zu einem Gefängnis, und vor ihm verschwamm das Gesicht der Frau zu einem konturlosen Fleck.

»Nun, was ist?«

Das Schienen-Phantom hörte die Frage. Sie kam aus weiter Ferne, als wäre die Sprecherin nicht real.

Er holte Luft. Auch sie hatte sich verändert. Sie war stickig geworden, sehr warm und doch irgendwie kalt.

»Bekomme ich keine Antwort?«

Der Mann fing an zu stottern. Er sagte immer nur zwei Worte. »Die - die Uhr - sie - sie…«

»Ja - was ist mit ihr?«, säuselte es ihm aus dem Mund der Frau entgegen.

»Sie ist nicht normal, finde ich!«

Die Frau lächelte. Dabei drehte sie den Arm und schaute kurz auf das Zifferblatt. »Wieso denn?«

»Das Gesicht«, stieß er hervor und ging so weit zurück, bis sein Rücken die Tür berührte.

»Es gehört einem Vampir!«, erklärte Amelia cool. »Einem Wesen, das Menschenblut saugt. Gleichzeitig ist sie ein Kunstwerk, denn sie ist einmalig, verstehst du?«

Er nickte, obgleich er nicht begriff. Aber er spürte die Gefahr, die sich immer mehr verdichtete und einen unsichtbaren Ring um ihn herum aufbaute, den er nicht sprengen konnte.

Die schwache Beleuchtung flößte ihm ebenfalls Furcht ein. Sie erinnerte ihn an das Auge eines mordsüchtigen Zyklopen. Rötliche Schatten, versehen mit einem gelben Schleier, flossen über ihre Gesichter, und die Frau nickte.

»Was soll das?«

»Wolltest du nicht etwas von mir, Mister?«

Er schwitzte noch stärker. Verdammt, jetzt verhöhnte sie ihn noch, und er konnte nichts dagegen tun, weil er spürte, dass er gegen diese Person nicht ankam.

»Ich warte auf die Antwort.«

Er holte Luft, fuhr mit dem Handrücken über seine Stirn, um den Schweiß abzuwischen. »Nein, nein, es ist schon okay. Ich - ich wollte nichts von Ihnen. Ich werde jetzt gehen!«

»Nein!«

Er hörte die Antwort und zuckte zusammen. Die Stimme der Frau hatte ganz anders geklungen. So hart, so metallisch, so endgültig. Ihm war klar, dass er aus dieser Falle nicht herauskam.

Seine Lippen waren trocken, sein Herz schlug schneller. Die Echos hörte er überdeutlich, und vor seinen Augen erschien plötzlich ein düsterer Schleier.

»Schau auf meine Hand!«

Er konnte dieser Stimme nichts entgegensetzen. Sie hatte etwas Zwingendes, sie war eiskalt und bestimmend. Er wollte nicht, aber er schaute trotzdem hin.

Es war die linke Hand, an deren Gelenk die Uhr saß. Das Zifferblatt wies in die Höhe, das heißt, er konnte direkt in das Gesicht dieses Wesens schauen.

Die Vampirfratze hatte tief liegende Augen, in denen es rot glänzte. Aber das allein schreckte ihn nicht ab, denn es geschah etwas mit der Hand, das er nicht begreifen konnte.

Bei ihr veränderte sich die Haut.

Es begann an den Fingerspitzen, dicht unter den Rändern der Nägel. Die gesunde Farbe verschwand, ein grauer, bleicher Schatten bewegte sich in Richtung Gelenk, sodass er den Eindruck hatte, als würde die Haut einer Toten gehören.

Wie altes Leichenfleisch, das kurz vor dem Braunwerden stand, um dann zu verwesen.

Hinzu kamen die angemalten Fingernägel. Es war eine rote Farbe, nicht hell, sondern mehr ins Violette tendierend. Eine Farbe, die irgendwie passte, weil sie sehr düster war.

Ein Schauer nach dem anderen jagte über seinen Körper. Er konnte den Blick nicht von der Hand nehmen, und die flüsternde Stimme der Frau hatte für ihn etwas Hypnotisches. Sie lullte ihn ein, sie machte ihn regelrecht fertig, erstickte seinen eigenen Willen, sodass er wie Wachs in den Händen der anderen wurde.

»Du hast mich gewollt«, hörte er sie sprechen, »jetzt will ich dich. Ja, ich will dich - hörst du!«

Er wollte protestieren, stattdessen nickte er und vernahm den nächsten Befehl.

»Schau mich an!«

Das Schienen-Phantom, vor dem viele Frauen und Mädchen in den letzten Wochen gezittert hatten, war nur noch ein Schatten seiner selbst, ein Wrack, und er lehnte mit dem Rücken an der Tür. Zitternd, ein Nervenbündel, nur auf das hörend, was man ihm sagte. So hob er

denn auch den Blick.
Er sah sie, er sah ihr Gesicht, und er sah die Uhr. Die Frau hatte den Arm angehoben und das Gelenk gedreht, sodass er auf das Zifferblatt schauen musste.
Das Gesicht war geblieben…
Es sah schrecklich aus und veränderte sich noch stärker, als aus dem Maul eine Wolke hervorschoss.
Aber Vampire atmen doch nicht!, schoss es ihm durch den Kopf, bis seine Überlegungen durch die weiteren Vorgänge gestoppt wurden, denn die Wolke verdichtete sich und nahm eine blutrote Farbe an.
Sie wurde zu einer Blutwolke…
Angstschauer überliefen ihn plötzlich.
Ein leises Zischen drang aus der Uhr, sie wollte der Wolke noch mehr Druck geben, damit sie sich ausbreiten konnte. Nicht seinen Atem raubte sie ihm, sie wölkte gegen das Gesicht der fremden Frau, sodass deren Züge hinter dem blutroten Nebel verschwammen.
Er schaute auf die Uhr.
Sie war noch da.
Er konnte das Zifferblatt sehen, die Schwärze zwischen der goldenen Umrandung und…
Das Gesicht war weg!
Keine Vampirfratze starrte ihn an. Er selbst blickte auf ein leeres Zifferblatt.
Wo war das Vampirgesicht?
Sein Herz hämmerte wie rasender Trommelschlag. Er sah ein, dass er in einer Falle steckte und dass ihm nur mehr eine Chance blieb, um dieser Klemme zu entkommen.
Die Flucht!
Der Mann holte noch einmal tief Luft. Dabei gewann er den Eindruck, einen Teil der roten Wolke zu schlürfen und in sich einzusaugen. Überall im Mund setzte sich der Blutgeschmack fest, der ihm klebrig vorkam und seinen Mund völlig ausfüllte.
Er hatte den Blutgeruch immer gehasst. So etwas drehte ihm den Magen um, und das war jetzt ebenfalls so. Ihm wurde schlecht, er würgte, drehte sich dabei um.
Langsam, sehr langsam kam es ihm vor.
Seine Hand sank auf die gebogene Klinke der Tür nieder. Ihm fiel auf, dass diese für die Ausmaße der Tür viel zu groß war, aber das machte nichts.
Er wollte sie drücken.
Da spürte er den Druck.
Eine Hand hatte sich auf seine rechte Schulter gelegt. Er dachte an die bleiche Hand der Frau, drehte den Kopf nach rechts. Da lagen die Finger dünn wie ein gekrümmtes Gewürm. Nur die Nägel leuchteten

in dem dunklen Rot, als wären sie mit altem, stockigem Blut beschmiert worden.

»Du bleibst hier, mein Freund!« Die Stimme klang sanft, aber auch Rasierklingen können sanft und gleichzeitig tödlich sein. Er verglich die Stimme damit und hörte sich schluchzen.

Es war für ihn unbegreiflich. Er selbst hatte andere dazu gebracht, dass sie weinten und bettelten, nun war er an der Reihe und erlebte das, was vorher seine Opfer durchgemacht hatten.

Der Druck nahm an Stärke zu. Er hatte gesehen, wie sich die Finger bogen. Sie waren wie kleine Messer mit ihren roten Nägeln.

Er spürte auch, dass die Kraft aus seinen Beinen schwand. Wenn das so weiterging, würde er sich bald kaum mehr auf den Beinen halten können. Schon jetzt stand er dicht vor dem Zusammenbruch.

»Komm, mein Freund, komm…«

Die Stimme löste einen sanften Schrecken aus, der sich in ihm potenzierte. Eine Gänsehaut lag schon lange auf seinem Rücken. Die Haare im Nacken wollten sich aufrichten. Er starrte auf die Tür und glaubte fest daran, dass sie sich bewegte.

Dann wurde er herumgezogen. Es kostete die Frau kaum Kraft, da er nicht in der Lage war, ihr Widerstand entgegenzusetzen. Er ließ sich führen.

Auf der Stelle drehte er sich um 180 Grad.

Dann sah er das Gesicht der Frau.

Noch immer wölkte der Nebel vor ihm. Aber er war schwächer geworden, zudem hatte sie ihr Gesicht so gedreht, dass es vom Licht leicht angestrahlt wurde.

Er schaute direkt hinein.

Sein Innerstes wehrte sich gegen den Anblick, es wollte sich aufbäumen, der Magen wanderte in Richtung Kehle, aber der Widerstand war nicht mehr da.

Er nahm es einfach hin.

Die Frau, sein Opfer, hatte sich verändert. Das Bild auf der Uhr war verschwunden und hatte einen anderen Platz eingenommen.

Das Gesicht der Frau!

Es war zu einer Vampirfratze geworden!

***

Diese ungeheure Erkenntnis raubte dem Mann den Atem. Er wünschte sich, einen Traum zu erleben, der ihn zugleich wegspülte. Einfach irgendwo hin, nur nicht den verdammten Tatsachen ins Auge schauend.

Leider war es kein Traum. Der Mann erlebte das Grauen pur, er merkte jetzt, was ein Mensch durchmachte, der einem Vampir gegenüberstand.

Das war kein Kino, es gab sie wirklich. Diese Blutsauger existierten. Vor seinen Augen hatte sich eine normale Frau durch den Zauber der Uhr in einen weiblichen Vampir verwandelt.

Sie hielt den Mund weit geöffnet. Er sollte sehr deutlich die obere Zahnreihe erkennen können und natürlich die beiden Hauer, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Wie gefährliche Messer sahen sie seiner Meinung nach aus. Messer, die durch Haut schneiden konnten, die hineindrangen, die höllisch spitz waren, die…

Seine Gedanken stoppten abrupt, denn die Lage der verwandelten Hand hatte sich verändert. Ohne dass er etwas dagegen tun konnte, strichen die Fingerkuppen über seine Wangen.

Kalt wie Eis waren sie…

Es war für ihn keine natürliche Kälte, sie hatte etwas Unheimliches, etwas anderes, das nicht von dieser Welt stammte, sondern tief aus dem Reich der Toten hervorgekrochen war.

Die Finger bewegten sich. Sie drückten die Haut an seiner Wange zusammen und klemmten sie fest.

»Hör auf«, ächzte er, »bitte…«

Die Hand ließ ihn los. Die Wange schmerzte noch nach. Darauf achtete er nicht, denn jetzt packte die Hand richtig zu. Die kalten Totenfinger wühlten sich durch sein dichtes Haar. Sie schufen sich die entsprechenden Bahnen, drückten die einzelnen Strähnen dann zusammen, drehten sie und zerrten daran.

Er stöhnte auf. Dass ihm die Tränen in die Augen stiegen und er weinte, merkte er kaum, denn die Hand blieb in seinem Haar und zerrte den Kopf zur Seite.

Sie wollte ihn in die richtige Position bringen…

»Es ist nicht schlimm!«, hörte er das Flüstern. »Es ist überhaupt nicht schlimm. Du wirst den Eintritt in eine andere Welt kaum mitbekommen. Aber du wirst die süßen Träume erleben, wenn sie über dich kommen und dich in ihr Reich ziehen.«

Ein dumpfes Geräusch drang an seine Ohren. Im Kopf spürte er einen leichten Schmerz, denn erst jetzt hatte er festgestellt, dass er mit dem Rücken gegen die Tür geprallt war. Für einen Moment verschwamm das Gesicht vor seinen Augen, als wäre es wieder in eine Nebelwolke eingetaucht.

Die Weichheit in seinen Knien nahm zu. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, die Hand war da, zerrte ihn hoch und drückte ihn in die richtige Position.

Wieder berührte sein Kopf die Tür.

Etwas zerrte an seinem Hals, damit die Haut so straff wie möglich lag. Dann kam der Schatten.

Zuerst dachte er an den Vorbeter des Todes, und so etwas Ähnliches

war das Gesicht auch.
Es schwebte dicht vor seinen Augen entlang und drehte sich dann. Ihn durchzuckte ein wahnsinniger Gedanke. Über das Verhalten der Vampire war er informiert. Er hatte Filme gesehen und wusste genau, dass sie in den Hals des Opfers bissen, weil sich dort die Hauptschlagader befand, aus der sie das Blut aussaugten.
Aber das waren Geschichten, nicht Wirklichkeit.
In den folgenden Sekunden erlebte er, dass die Realität die Geschichten übertraf.
Er spürte den Biss an seiner linken Halsseite.
Vergleichbar mit dem Stich eines Insekts, mehr war es nicht. Er zuckte nur kurz zusammen, dann merkte er, wie sich Lippen gegen seine Haut pressten.
Gefährliche Lippen, denn in ihrer unmittelbaren Nähe wuchsen die Zähne. Und sie hatten es geschafft.
Schmatzen, ein wohliges Stöhnen, Sauggeräusche, das alles vernahm er mit übernatürlicher Deutlichkeit.
Bereits nach wenigen Sekunden merkte er den Fall und das gleichzeitige Abheben. Es war paradox, aber dieses nicht erklärbare Gefühl hatte plötzlich von ihm Besitz ergriffen.
Er schwebte und sank zugleich.
Das Tor zu einem anderen Reich hatte sich geöffnet. Die Frau hielt ihn fest, sonst wäre er in den Knien eingeknickt. Allmählich überschritt er die Schwelle und pendelte hinein in das Reich der Untoten, der Wiedergänger, der Vampire…
Amelia Astor war zufrieden. Es tat ihr gut, das Blut trinken zu können, denn seine Kraft sorgte dafür, dass sie gestärkt wurde. Kein Pardon für Menschen, die sie als solche nie ansah, sondern die für sie Opfer und Nahrungs-Reservoir waren.
Es dauerte eine Weile, bis sie die Gestalt losließ. Keiner störte sie dabei. Die übrigen Fahrgäste ahnten nicht, welch grauenhafter Vorgang sich auf der Zugtoilette abspielte. Der Zug rauschte weiter durch die Nacht.
Ein Wetterwechsel stand bevor. Die Wärme der letzten Tage würde radikal verschwinden. Der Kälteschock näherte sich vom Nordpol und sollte selbst in den tieferen Lagen für Schnee sorgen.
Amelia ließ ihr Opfer los. Es faltete sich zusammen und sackte sehr langsam in die Tiefe.
Sie war zufrieden.
Mit der Handfläche wischte sie über ihren Mund. Ihr Grinsen sah hässlich aus. Es verzerrte das Gesicht und bewies gleichzeitig, dass es tief aus ihrem Innern kam. Sie dachte so, wie sie aussah.
Dann schaute sie auf die Uhr.
Noch immer glänzte sie schwarz, aber Amelia wusste, dass sie sehr

bald wieder normal werden würde. Dasselbe würde mit ihrem linken Arm geschehen, auch diese alte, graue tote Haut würde verschwinden und einer normalen Farbe weichen.

Es war alles gerichtet. Sie brauchte sich um nichts zu kümmern, denn der Zauber des anderen hielt sie fest.

Als sie ihr Spiegelbild wieder erkennen konnte, da wusste sie, dass sie sich in eine normale Frau zurückverwandelt hatte. Sie musste nur noch das Blut von ihrem Mund und dessen unmittelbarer Nähe wischen. So konnte sie sich dann wieder unter Menschen trauen.

Amelia bückte sich und legte ihre Hände in die Achselhöhlen des Mannes. Sie schleifte ihn von der Tür weg und drückte ihn zwischen Toilette und Becken.

Jetzt hoffte sie nur noch, dass in der nächsten halben Stunde niemand die Toilette betrat. Die Chancen standen günstig, denn der Wagen davor war fastleer.

Amelia drehte den Riegel herum und zog die Tür auf. Niemand stand auf dem Gang. Sehr rasch verließ die Frau die Toilette und ging zurück in ihr Abteil.

Es war leer. Niemand hatte es während ihrer Abwesenheit betreten. So setzte sie sich an das Fenster und schaute hinaus.

Dabei lächelte sie…

***

Das Schienen-Phantom wusste nicht, wie lange es in diesem neuen Zustand verharrt hatte, aber irgendwann bewegte sich der Mann und stemmte sich in die Höhe.

Er tat es mit zitternden Bewegungen, schüttelte den Kopf und musste sich erst zurechtfinden.

Was war geschehen?

In seinem Körper rauschte es, obwohl er sich wie tot anfühlte. Ja, er konnte nichts mehr fühlen, nichts mehr empfinden, das stellte er fest, als er sich selbst in den Arm kniff. Normalerweise hätte er den leichten Schmerz spüren müssen, doch das war nicht der Fall.

Stattdessen lag auf den Zähnen des Oberkiefers ein Druck, den er nicht gewohnt war. Er konnte ihn nicht als einen Schmerz bezeichnen, es war nur ein Druck wie bei der Vereisung.

Der Zug fuhr nicht mehr. Hatte er irgendwo angehalten, um gleich weiterzufahren, oder war er in den Bahnhof gerollt, wo sich die Endstation befand? Das wäre London gewesen.

Seltsam…

Der Mann verschwendete keinen Gedanken mehr daran, er hob eine Hand und ließ die Fingerspitzen über seine Zähne gleiten. Die Zähne waren spitz!

Wie ein Dampfstrahl schoss ihm dieser Gedanke durch den Kopf.

Spitze Zähne an verschiedenen Stellen, als wären sie neu gewachsen.

Was konnte das sein?

Und der Herzschlag?

Er hätte sich beschleunigen müssen bei dieser schlimmen Entdeckung, aber er war nicht vorhanden.

Sein Herz schlug nicht mehr!

Schlagartig kam ihm dies zu Bewusstsein, und ebenso schnell kehrte die Erinnerung zurück.

Begleitet wurde sie von einem dumpfen Brausen in seinem Kopf. Er wollte denken, aber er konnte sich nur auf einen Punkt konzentrieren.

Du bist ein anderer geworden…

Du bist nicht mehr derselbe!

Wieder fühlte er nach.

Seine beiden Fingerkuppen glitten über die Spitzen der neuen Zähne hinweg.

Ja, sie waren da.

Und sie waren die Hauer von Vampiren. Die Zähne von grauenhaften Schattenwesen. Er hatte sich in eines dieser Wesen verwandelt! In einen Blutsauger, in einen Vampir, der sich davon ernährte, indem er das Blut der Menschen trank.

Blut!

Der Gedanke daran faszinierte ihn.

Es war eine schreckliche und zugleich wundersame Faszination. Sie flößte ihm nicht einmal Angst ein, denn er wusste plötzlich, wie seine Zukunft aussehen würde.

Er drehte sich um.

Die Echos entfernter Stimmen klangen an seine Ohren. Er achtete nicht darauf und schaute in den Spiegel.

Er sah nichts!

Nicht etwa, weil der Spiegel zu blind gewesen wäre, nein, es kam eine andere Tatsache hinzu. Ein Vampir war einfach nicht mehr in der Lage, ein Spiegelbild zu werfen.

Er konnte sich nicht mehr selbst sehen. Nur noch fühlen und tasten, um zu erkennen, was aus ihm geworden war.

Schrecklich?

Nein, denn über seine Lippen huschte ein Lächeln. Es hatte nicht lange gedauert, bis er sich mit seinem neuen Zustand abfand. Er empfand ihn plötzlich als faszinierend, als etwas Wunderbares, und das Lächeln auf seinen Lippen nahm an Breite zu. In die Augen trat ein gewisser Glanz, der einen Beobachter zur Vorsicht gemahnt hätte, aber niemand sah das Schienen-Phantom.

Mit beiden Händen fuhr er über sein Haar, straffte die Gestalt und merkte trotzdem, dass ihn so etwas wie eine bleierne Müdigkeit überfiel.

Der Verwandelte fühlte sich kaputt. Ein Großteil der Kraft hatte ihn verlassen, und er sah sich gezwungen, wieder aufzutanken. Er brauchte etwas.

Es war Blut!

Immer wenn er daran dachte, durchzuckte ihn die Faszination des Schreckens.

Er sah schon im Geiste die bleichen Gesichter seiner Opfer vor sich, wie sie von der kalten Angst gepeitscht wurden, um anschließend in seinen Klauen zu enden.

Aber er merkte auch, dass jetzt nicht die Zeit war, sich ein Opfer zu suchen. Etwas gefiel ihm nicht, er fühlte sich trotz allem unwohl. Da kam etwas auf ihn zu, das ihn störte, das er aus eigener Kraft nicht aufhalten konnte.

Er blieb in der Toilette stehen und dachte darüber nach. Es musste etwas Typisches sein, das ihn erreichen wollte. Etwas, das für ihn als Blutsauger ungemein wichtig und existenzgefährdend war, dem er aber nicht entweichen konnte.

Plötzlich wusste er Bescheid.

Es war der Tag, die Helligkeit, womöglich das Licht der Sonne, einfach der normale Rhythmus der Welt.

Gegen ihn konnte er nicht an. Er war ein Gefangener dieses Rituals wie Millionen andere Menschen auch. Seine Zeit war die Nacht, nicht der Tag, denn in diesen Stunden der Helligkeit musste er sich einfach verkriechen.

Er drehte sich um.

Die Stimmen hatten an Lautstärke zugenommen. Noch hörte er sie von draußen, aber schon bald schlugen die ersten Türen zu. Ein Zeichen, dass Menschen den Zug betreten hatten.

Dies wiederum flößte ihm fast schon eine gewisse Furcht ein. Obwohl die Gier nach Blut in ihm steckte, ging er auf Nummer sicher. Er wollte sich einen Tag erholen und erst bei Sonnenuntergang wieder aus dem Versteck hervorkommen.

Zunächst einmal musste er den Zug verlassen.

Das Schienen-Phantom, dessen Gesicht aussah wie das einer bleichen Leiche, öffnete sehr vorsichtig die Tür der Toilette und schaute in den Gang.

Nichts bewegte sich dort.

Nur die Stimmen hörte er. Männer sprachen mit einer Frau, die laut auflachte.

Das musste die Putzkolonne sein, die jeweils nach der Zugfahrt die Wagen betrat und sie säuberte.

Den Leuten wollte er nicht in die Finger laufen. Er ging vor und versuchte herauszufinden, von welcher Seite die Männer und Frauen kamen.

Leider von beiden…

Der Vampir handelte schnell. Er entschied sich für die Tür, die direkt vor ihm lag und die er mit zwei Schritten erreichen konnte. Seine Hand lag bereits auf der Klinke, als er sie wieder zurückzog, denn vor der Tür stand jemand.

Der Mann trug eine blaue Mütze und hielt einen Plastiksack in der Hand. Er drehte sich um und.

öffnete, weil er in den Zug einsteigen wollte.

Blitzartig huschte der Blutsauger in Deckung! Er zog sich in einen der Wagengänge zurück und hörte, wie der Mann einstieg. Jetzt kam es darauf an, in welche Richtung er sich wandte, um mit seiner Putzarbeit zu beginnen.

Wenn er nach rechts ging, war alles okay für ihn. Ging er aber nach links, dann…

Er ging nach rechts!

Der Blutsauger stieß ein zischendes Geräusch aus. Da hatte der Arbeiter noch einmal Glück gehabt.

Er wartete die Sekunden ab. Sehr zäh verstrich die Zeit. Er hörte den Mann im Nachbarabteil arbeiten. Laute Geräusche entstanden, als er die einzelnen Abteiltüren aufriss.

Die Gelegenheit war günstig. Die Wagentür hatte der Mann nicht geschlossen. So war der Weg frei, den der Blutsauger so lautlos wie möglich zurücklegte.

Er huschte durch den Ausgang und sprang auf den Schotter. Der Zug stand nicht direkt im Bahnhof, er war durchgefahren und auf einem Gleis abgestellt, wo er kein Hindernis bildete und in Ruhe gereinigt werden konnte.

Es war noch dunkel, aber im Osten schob sich die erste Helligkeit des Tages gegen die Wand der Finsternis und würde sie in der nächsten halben Stunde immer weiter zurückdrücken.

Der Tag war gefährlich. Bis er angebrochen war, wollte der Blutsauger ein sicheres Versteck gefunden haben, das er erst am Abend verließ. Dann würde er weitersehen.

Eine lange Schlange aus Güterwagons stand auf den Schienen und wuchs vor ihm wie eine Mauer empor.

Für einen Moment huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Die spitzen Zähne lagen bloß.

Die Schlange war genau das, was er gesucht hatte. Irgendeine Wagontür würde offen sein.

Er probierte zwei durch. Bei der Dritten hatte er Glück, konnte sie zur Seite schieben und kletterte in die Dunkelheit. Er zerrte die Tür wieder zu und verriegelte sie sogar von innen.

Ja, das Versteck war gut.

Der Vampir taumelte in eine Ecke. Er hatte jetzt Mühe, sich auf den

Beinen zu halten. Die Schwäche war wie ein großer Vorhang über ihn gefallen. In der Ecke kauerte er sich zusammen.

***

Die Glocke über meinem Kopf bimmelte, als ich die Tür aufdrückte und das Geschäft betrat. Suko ging hinter mir, und auch er sah den Uniformierten, der so starr neben der Verkaufstheke stand, als wäre er ein Wachtposten auf Buckingham Palace. In seinem Gesicht regte sich nichts. Den hätte ein Hund anpinkeln können, ohne dass er sich rührte. Ja, es gab solche Menschen.

Der Laden war klein aber fein.

In den gläsernen Vitrinen gleißte und glitzerte es. Brillanten, Ringe, Uhren, Juwelen jeglicher Art lagen auf dunklem Samt und präsentierten sich den Augen des Betrachters. Alle großen Weltmarken waren vertreten: Cartier, Corum, Rolex. Wer hier einkaufte, gehörte nicht zu den Ärmsten auf Erden.

Neben einer Vitrine, in der Perlenketten zur Besichtigung lagen, saß eine Frau. Auch sie regte sich nicht. Sie hatte die Knie zusammengelegt, war aschfahl im Gesicht und starrte mit leerem Blick auf den weichen, kostbar aussehenden Teppichboden.

Ich schätzte sie auf vierzig. Sie war gut zurechtgemacht und trug ein perfekt sitzendes Designer-Kostüm. Um die Schultern hatte sie ein Hermes-Tuch geschlungen.

Die Beleuchtung war raffiniert angelegt worden. Spotlights strahlten gegen die ausgestellten Pretiosen und ließen sie durch das Funkeln und Blitzen noch kostbarer erscheinen.

Es war eine Welt des Geldes, der vornehmen Kunden - kurzum eine Welt, in der ich nicht zu Hause war.

Mochte auch alles noch so kostbar aussehen, so wunderbar funkeln, eines war für uns nicht zu übersehen.

Der Geruch des Todes!

Wir sahen ihn nicht, wir konnten es auch nicht erklären, er war einfach da, und er war stets gleich, egal, in welch eine Umgebung wir auch gerieten.

Ich räusperte mich, aber die Frau hob nicht einmal den Blick. Sie schien zu Eis geworden zu sein.

Dafür reckte der Polizist sein Kinn vor. Wohl ein Zeichen, dass er die wertvollen Gegenstände bis aufs Blut verteidigen wollte. Ich machte es kurz und zeigte ihm meinen Ausweis.

In seine Augen kam Leben. »Sie werden schon erwartet, Sir. Inspektor Murray ist hinten.«

»Bei der Leiche?«

»Ja, Sir.«

»Danke.«

Wir mussten um die Theke herum, um hinter sie zu gelangen. Vor dem Laden standen die Neugierigen und drückten sich an der Scheibe ihre Nasen platt. Was geschehen war, wussten sie nicht, denn auf einen Raubüberfall wies nichts hin.

Ich teilte einen Vorhang und hielt ihn auch für Suko auf. Hinter dem Laden sah es nicht so vornehm aus. Wir gelangten in einen Raum, in dem es nach Arbeit roch.

Der große Tresor war nicht zu übersehen. Im Gegensatz zu ihm wirkte der PC klein, der auf der breiten Platte des Schreibtisches seinen Platz gefunden hatte. Das Möbel schloss direkt mit der Wand ab.

Der Raum war ziemlich klein. Die Männer der Mordkommission schauten unwillig hoch, als wir auch noch eintraten, aber am Vorhang stehen blieben, um die Arbeit so wenig wie möglich zu stören.

Mir gelang ein Blick auf die Leiche.

Der ermordete Juwelier war schon älter, jedenfalls ließ sein graues Haar darauf schließen. Er lag auf der Seite. Vor seinem Gesicht die Brille, die er beim Sturz verloren hatte. Unter dem Kopf breitete sich eine dunkle Blutlache aus. Sein Mörder hatte ihm den Schädel eingeschlagen.

Das alles wies auf einen Raubmord hin. Bis jetzt war mir nicht klar, weshalb uns der Kollege gerufen hatte. So ähnlich dachte auch Suko, als er meinte: »Schätze, wir sind hier falsch.«

»Mal hören.«

Es war, als hätte Murray die Worte gehört, denn er richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf, drehte sich um und schaute uns an. Inspektor Murray gehörte zu den ruhigen Beamten, die nahezu unauffällig ihren Dienst taten. Er war klein und schmal, ein Mann, den man sah und gleich wieder vergaß.

Der erste Eindruck täuschte. Murray besaß einen messerscharfen Verstand und hatte schon so manches Verbrechen aufklären können. Er trug stets korrekte Kleidung und wirkte des Öfteren overdressed. So war er das Gegenteil seines Kollegen Tanner, dem Chiefinspektor und einem Freund von uns, der uns den letzten Fall beschert hatte, als wir uns mit einem alten Südsee-Kult beschäftigen mussten.

Murray reichte uns die Hand. »Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.« Seine Stimme klang tief und sonor. Der graue Oberlippenbart bewegte sich beim Sprechen zuckend.

Suko hob die Schultern. »Ist das eine Freude?«

»Wie meinen Sie das?«

»Es sieht mir nach einem normalen Raubmord aus.«

Murray nickte, bevor er mich anblickte. »Denken Sie das auch, Mr. Sinclair?«

»Im Prinzip schon.«

Er hob einen Zeigefinger und bekam dabei etwas Oberlehrerartiges. »Dann irren Sie beide, nehme ich mal an.«

»Und wie können Sie diese Ansicht begründen?«, erkundigte sich Suko lächelnd.

Murray ließ den Zeigefinger oben, winkte aber damit. »Kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen.«

»Wo?«

Er gab auf meine Frage keine Antwort und ging vor.

Die schmale Tür hatten wir nicht gesehen, weil sie sich im toten Winkel neben dem hohen Tresor befand. Uns fielen allerdings die dunklen Blutflecken auf dem Boden auf. Sicherlich ein Beweis, dass sich der Juwelier noch in das Büro geschleppt hatte, wo er dann endgültig zusammengebrochen und gestorben war.

Murray drückte die Tür mit dem Ellbogen auf und machte Licht. Sehr hell strahlte es durch einen kleinen Waschraum, in dem auch eine Dusche ihren Platz gefunden hatte.

Sie lag links von uns, sie interessierte uns aber nicht. Wichtig war allein der Spiegel, auf den unser Blick fiel, weil er der Tür direkt gegenüber hing.

Auf ihm war eine makabre Botschaft hinterlassen worden.

In blutverschmierten, aber deutlich lesbaren Buchstaben stand dort nur ein Wort.

VAMPIR

Mir wurde der Hals trocken, als ich es las. Sekunden verstrichen, bevor ich Murray fragte: »Darf ich mal?«

»Natürlich.«

Suko blieb zurück, während ich nahe an den Spiegel herantrat, unter dem sich ein weißes Waschbecken befand, dessen Innenwände ein Muster aus roten Tropfen zeigten.

Es war makaber, aber eine erste Spur. Der Getötete hatte uns einen Hinweis auf seinen Mörder hinterlassen. Wenn es stimmte, dann war er von einem Vampir umgebracht worden.

Mich störte daran etwas, und ich wandte mich an Murray. »Ist der Mann tot oder untot?«

»Tot.«

»Also keine Vampirbisse am Hals.«

Murray rang sich ein Lächeln ab. »So ist es. Wir haben schon sehr genau nachgeschaut, da wir denselben Verdacht hegten.«

»Wie hieß der Tote eigentlich?«, fragte Suko.

»Conrad Christborn.«

»Nie gehört. Du, John?«

»Nein, auch nicht.«

»Und wer hat ihn entdeckt?«

Murray sagte: »Haben Sie die Frau bei Ihrem Eintritt nicht gesehen?«

Suko nickte.
»Das ist Helen Wayne. Sie war Christborns einzige Mitarbeiterin und steht momentan unter Schock. Der trat erst ein, als wir mit ihr gesprochen hatten.«
»Wann starb der Tote?« Ich dachte an die Blutlache, die verklebt und an der Oberfläche schon eingetrocknet war. »Wahrscheinlich ist er schon länger tot - nicht?«
»Ja, das muss am Abend gewesen sein, und zwar nach Geschäftsschluss. Wir gehen davon aus, dass er den Mörder persönlich in sein Geschäft gelassen hat. Einen Privatkunden.«
»Dann musste er ihn gut gekannt haben.«
»Stimmt.«
»Was fehlt?«, fragte Suko.
Murray verzog das Gesicht. Er wirkte etwas ratlos. »Eigentlich nichts. Sie haben ja selbst gesehen, dass keine Vitrine aufgebrochen ist. Auch dieser Panzerschrank hier ist unbeschädigt. Wir haben uns mit dem Computer beschäftigt, der PC hat bereits eine Kundenliste ausgedruckt, die wir überprüfen werden. Christborn gehörte zu den sehr pingeligen und genauen Menschen, die alles aufgelistet haben.«
»Bekannte Namen darunter?«
»Nach dem flüchtigen Durchsehen nicht.« Murray hob wieder seinen Zeigefinger und bewegte ihn auf und nieder. »Ich will Ihnen sagen, dass dies kein normaler Raubmord ist. Dahinter steckt etwas anderes. Ich kann den Grund nicht nennen, aber welches Motiv hätte der Juwelier haben sollen, diesen Begriff mit seinem eigenen Blut auf den Spiegel zu schmieren?«
»Wenn wir das wissen, sind wir weiter.«
»Deshalb habe ich Sie auch kommen lassen. Für mich stellt dieser Mord, zusammen mit der ungewöhnlichen Botschaft, ein Rätsel dar. Ich komme damit nicht zurecht.«
»Was sagt diese Helen Wayne?«, fragte Suko.
»Zunächst nichts mehr. Sie hat eine Spritze bekommen. Aber sie ist ein wichtiger Stein in diesem Puzzle. Ich schätze, dass Sie sich mit ihr unterhalten sollten.«
»Das haben wir auch vor«, murmelte ich. »Fest steht allerdings, dass der Juwelier erschlagen wurde. Ich kann es mir nur vorstellen, so wie er ausgesehen hat.«
»Da haben Sie Recht.«
»Und womit hat man ihn erschlagen?«
»Mit einer kleinen, aber schweren Statue. Ob sie wertvoll ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls stammte sie aus dem Laden und diente womöglich als Dekoration.«
»Fingerabdrücke?«
Murray schaute mich beinahe mitleidig an. »Sinclair, wir haben es

hier mit einem Profi zu tun.«

Ich präzisierte. »Vielleicht sogar mit einem Vampir, der seinem Opfer nicht mehr das Blut aussaugt, sondern sich an sie heranschleicht und sie erschlägt.«

»Möglich.«

»Nein, Kollege, das will mir nicht in den Kopf. Hier muss sich ein anderes Motiv ergeben.«

»Kann es nicht sein, dass sich Christborn geirrt hatte, als er den Begriff auf den Spiegel schmierte?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ein Trauma möglicherweise. Kann doch sein, dass er einiges über Vampire gelesen und sich auch gedanklich mit ihnen beschäftigt hat. Alles ist möglich. Lehren Sie mich die Seele eines Menschen kennen, seine Psyche und so weiter.«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich.«

»Weshalb denken Sie so?«

»Kann ich Ihnen auch nicht sagen. Es geht um Erfahrungswerte. Ja, das ist die einzige Antwort.«

»Wir sollten mit dieser Helen Wayne sprechen«, schlug mein Freund Suko vor.

Ich war einverstanden, und wir verließen den kleinen Raum, durchquerten das Büro und betraten den Laden. Murray blieb zurück, er sprach mit einem seiner Leute.

Die Frau saß noch immer bewegungslos, auch der Bobby stand da, ohne sich zu rühren.

Helen Wayne hatte auf einem Hocker ohne Rückenlehne Platz genommen. Dafür war die Sitzfläche dick gepolstert, aber anlehnen konnte sie sich nicht. Vielleicht auch deshalb die steife Haltung.

Erst als ich mich zum zweiten Mal geräuspert hatte, schaute sie auf. Unsere Blicke trafen sich. Helen Wayne gehörte zu den Frauen, denen es gelang, sich perfekt zu schminken und deshalb alterslos zu wirken. Wahrscheinlich hatte sie vor zehn Jahren auch so ausgesehen wie jetzt, und sicherlich waren ihre Haare damals auch so akkurat frisiert gewesen. Sie waren braun und zeigten einen Stich ins Rötliche.

Dennoch sah ich Tränenspuren und entdeckte das helle Taschentuch, das sie zwischen den Händen zusammenknüllte. Wir stellten uns vor und wussten nicht, ob die Frau uns überhaupt wahrgenommen hatte, denn sie rührte sich nicht.

»Können Sie uns einige Fragen beantworten?«, erkundigte sich Suko.

Endlich öffnete sie den blass geschminkten Mund. »Was wollen Sie denn wissen? Ich kann Ihnen nichts sagen. Ich habe Ihrem Kollegen schon alles erzählt.«

»Was denn?«

»Dass ich eine Schwägerin des Ermordeten bin und ihm in seinem

Geschäft helfe.«

»Und Sie haben ihn auch gefunden.«

»So ist es«, erwiderte sie tonlos.

Ich fragte sie: »Dann ist Ihnen auch bekannt, was Mr. Christborn in den letzten Sekunden seines Lebens auf den Spiegel im Waschraum geschrieben hat?« Ich erwähnte nichts von seinem Blut.

Sie runzelte die Stirn und fragte scheu zurück: »Geschrieben? Auf den Spiegel?«

»Ja.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Es war nur ein Wort, und zwar der Begriff Vampir.«

Helen Wayne reagierte zunächst nicht. Sie fror buchstäblich ein. Nur ein Schauer erschien auf ihrem Gesicht. Ein Zeichen dafür, dass sie nachdachte. »Vampir?«, wiederholte sie schließlich und fragte leise: »Aber wieso denn?«

»Das wissen wir auch nicht. Wir sind zu Ihnen gekommen, um uns bei Ihnen zu erkundigen.«

»Ein Scherz?«

»Das glauben wir nicht.«

Sie schüttelte den Kopf. Ruckartig stand sie auf und begann mit ihrer Wanderung durch den Laden.

Sie ging bis zur Tür, drehte sich dort und kam wieder zurück. »Ich habe bei meinem Schwager gearbeitet. Er war Junggeselle. Ich heiratete seinen Bruder, der vor zwei Jahren verstarb. Unser Verhältnis war gut, aber ich habe nie gehört, dass er über Vampire gesprochen hat. Nein, das habe ich nicht.« Sie blickte uns verständnislos an. »Da hat sich einer einen Scherz erlaubt.«

»Wer?«

»Sein Mörder…?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glauben wir nicht.« Auf Details ging ich nicht ein. »Aber Sie geben zu, dass dies kein normaler Raubmord gewesen ist. Oder fehlt etwas?«

»Soviel ich weiß, nichts.«

»Dann können wir einen Raub schon mal ausschließen«, sagte Suko. »Es gibt noch ein anderes Gebiet; mit dem wir uns leider beschäftigen müssen, Mrs. Wayne. Wieso heißen Sie eigentlich nicht Christborn?«

»Ich habe meinen Mädchennamen nie abgelegt.«

»Natürlich. Ich denke an das Privatleben Ihres Schwagers. Mit wem hatte er Kontakt? Sie kannten ihn doch gut, waren seine engste Mitarbeiterin.«

»Das stimmt schon.« Sie hob die Schultern und starrte an uns vorbei. »Nur hatten wir kaum privaten Kontakt. Conrad war sehr verschlossen, man sagt wohl introvertiert dazu. Er lebte allein für seinen Schmuck und für seine Arbeit.«

»Hatte er denn keine Kontakte?«
»Soviel ich weiß, nicht, Inspektor.«
»Ein Einzelgänger also?«
Sie zögerte einen Moment mit der Antwort. »Das kann man sagen. Er fuhr auch kaum weg. Wenn, dann besuchte er Kongresse oder Schmuckmessen. Ansonsten blieb er hier.«
Suko warf mir einen etwas Hilfe suchenden Blick zu, weil er nicht mehr weiter wusste. Ich hatte bereits über eine Frage gerätselt und stellte sie jetzt.
»Ihr Schwager verkaufte nur sehr teuren Schmuck, dementsprechende Klienten besuchten ihn. Leute, die Geld hatten, und ich kann mir vorstellen, dass die Käufer nicht allein zu den normalen Geschäftszeiten kamen. Hatte ihr Schwager Privatkunden?«
Diesmal kam die Antwort spontan. »Ja, die hatte er.«
»Wunderbar.«
»Er fuhr manchmal sogar zu den Kunden nach Hause, um seine Pretiosen vorzuführen.«
»Nahm er Sie mit?«
Sie lächelte etwas kantig, als sie die Schultern hob. »Das ist in der ganzen Zeit nur einmal passiert. Er wollte wohl nicht, dass ich ihn begleite. Diese Besuche hatten stets den Hauch des Geheimnisvollen, des Verborgenen. Ich kann mir denken, dass mit Schwarzgeld bezahlt wurde und mein Schwager die Verkäufe auch nicht unbedingt über die offizielle Kasse laufen ließ.«
»Wen haben Sie denn besucht?«
»Eine adelige Familie. Entfernt verwandt mit dem Königshaus. Da werden Sie wohl keine Spur finden. Außerdem hat mein Schwager dort nichts verkauft. Die Leute wollten es sich noch überlegen und haben nie wieder etwas von sich hören lassen. Sie können sich vorstellen, dass mein Schwager darüber sehr verärgert war.«
»Sicher, das können wir.«
»Es gab also die besonderen Kunden«, stellte Suko fest.
Helen Wayne zeigte sich leicht irritiert. »Davon haben wir doch eben gesprochen.«
»Pardon, aber ich will auf etwas anderes hinaus. Existierte eine Person außer Ihnen, der er voll vertraute? So vertraute, dass er sie nach Geschäftsschluss einließ?«
Sie nickte. »Da hat es sicherlich einige gegeben, Inspektor.«
»Wunderbar. Kennen Sie die Personen?«
Mrs. Wayne nahm wieder auf dem Hocker Platz. Sie strich über den Kostümrock, obwohl der Stoff glatt war. Mehr eine Verlegenheitshandlung. »Ich kenne sie persönlich nicht.«
»Vom Namen her denn?«
»Nein, auch nicht. Bis auf eine Ausnahme.«

»Welche?«
»Es war eine Frau, von der er in der letzten Zeit des Öfteren gesprochen hatte. Sie interessierte sich für eine bestimmte Uhr, die er nicht ausgestellt hatte.«
»Wie heißt die Frau?«
»Amelia Astor. Da der Name so außergewöhnlich ist, habe ich ihn auch behalten.«
Suko fragte mich: »Kennst du ihn?«
»Nein, nie gehört.«
»Ich auch nicht.«
Ich räusperte mich. »Amelia Astor also. Können Sie mir sagen, wie oft die Dame hier war?«
»Nein, das kann ich nicht. Aber mehr als einmal schon. Vielleicht zwei- oder dreimal.«
»Dann haben Sie über Mrs. Astor gesprochen?«
»Ja, und über die Uhr, die sie kaufen wollte. Es war eine besondere Uhr. Sie hatte eine goldene Fassung und darin eingearbeitet einen pechschwarzen Stein.«
»Mehr nicht?«
»So, ist es. Keine Zeiger und auch keine Ziffern.« Sie hob die Schultern. »Es ist eine ungewöhnliche Uhr, aber schön.«
»Dann kennen Sie die Uhr?«
»Natürlich. Er hat sie mir oft genug gezeigt. Sie ist - nun ja, wie soll ich sagen? Sie ist einfach ausgezeichnet, wenn Sie verstehen? Sie ist einmalig.«
»Woher hatte er sie?« fragte Suko.
Die Frage schien Mrs. Wayne erschreckt zu haben, denn sie hob ruckartig den Kopf. »Das ist eben ein Geheimnis. Ich habe ihn mehrmals gefragt, doch er hat nur gelächelt.«
»Dann hat er sie auf dem schwarzen Markt bekommen, nehme ich an?«
»Vielleicht. Er ließ sich nie darüber aus, das ist ja das Schlimme daran. Für ihn bedeutete die Uhr einfach alles, und er wollte sie nicht abgeben.«
»Trug er sie denn?«
»Nie.«
»Gab es einen Grund?«
»Ja, das ist möglich. Mir kam es immer so vor, als hätte er Angst, sich die Uhr um sein Handgelenk zu binden.«
»Und die hat er verkauft?«
»Das wundert mich auch«, sagte Helen Wayne leise. »Damit hätte ich nie gerechnet. Er hat mir mal gesagt, dass er es keinem Menschen wünschte, eine derartige Uhr zu tragen. Das könne sehr gefährlich enden. Diese Uhr muss etwas Besonderes gewesen sein.«

»Und wo bewahrte er sie auf?«

»Überall eigentlich. Oft genug nahm er sie und schaute sie nur an. Ansonsten legte er sie gern zurück in den Tresor. Nur Amelia Astor gab er diese Uhr zur Besichtigung.«

Ich stöhnte leicht auf. Der Fall war verzwickt, aber die Uhr war immer stärker in den Mittelpunkt gerückt. Wenn ich sie fand, hatte ich möglicherweise auch die Lösung.

»Wie siehst du die Sache, Suko?«

Mein Freund nickte. »Wir kommen ihr schon näher.« Er wandte sich an Helen Wayne. »Eines hätte ich noch gern von Ihnen gewusst, Mrs. Wayne. Hat Ihr Schwager jemals davon gesprochen, dass über dieser Uhr so etwas wie ein Fluch liegt?«

Sie wurde noch weißer. »Was sagen Sie da? Ein Fluch? Aber das sind doch Märchen.«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls haben wir andere Erfahrungen gemacht. Das können Sie uns glauben.«

»Nein, davon hat er nie gesprochen. Er hütete seine Uhr nur wie seinen Augapfel.« Sie war jetzt nervös. »Gehen Sie denn davon aus, dass diese Amelia Astor meinen Schwager getötet hat?«

Ich blieb in meiner Antwort sehr allgemein und im Polizeijargon. »Jeder ist verdächtig.« Dann kam ich noch einmal auf die geheimnisvolle Uhr zurück und sprach über ihr Aussehen. »Sie haben einen schwarzen Stein erwähnt, Mrs. Wayne. Eine Frage dazu: Können Sie sagen, um welch einen Stein es sich handelt?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe meinen Schwager danach gefragt. Er hat nur gelächelt, aber mit der Antwort rückte er nicht heraus. Es muss sich wirklich um einen besonderen Stein gehandelt haben.«

»Hat Sie das nicht gewundert, Mrs. Wayne, dass Ihr Schwager Ihnen nie sagte, woraus der Stein bestand?«

»Und ob, aber er schwieg wie ein Grab. Wie ich schon sagte, er war sehr introvertiert, lebte nur für sich, obwohl ich gut mit ihm auskam. Im Nachhinein wundere ich mich, dass er mir sogar den Namen der Kundin verriet.«

»Ja, das stimmt.« Ich lächelte knapp. »Eine andere Spur haben wir nicht, Mrs. Wayne.« Ich gab ihr meine Karte. »Sollte Ihnen noch etwas einfallen, dann rufen Sie mich an, bitte.«

»Danke, das werde ich tun.«

Als ich mich umdrehte, schaute ich in das Gesicht meines Kollegen Murray. Er hatte das Büro hinter dem Laden verlassen und sicherlich schon eine Weile zugehört.

»Gut gefragt, Mr. Sinclair.« Er strich gedankenverloren über die Glasplatte einer Vitrine, die schon auf Fingerabdrücke hin untersucht worden war. »Ich habe auch den Namen Amelia Astor gehört und

muss Ihnen sagen, dass ich die Dame zu kennen glaube.«

»Beruflich?«

»Nein, das nicht. Ich war vor kurzem mit meiner Frau im Theater. Dort trat sie auf. Sie ist gut, sie ist schon ein Star, eine Tänzerin und auch eine Sängerin.«

»Musical?«

»Richtig geraten.«

»Wie heißt das Stück?«

»Wild Love.«

Ich musste grinsen. »Eigentlich sehen Sie gar nicht so aus, dass Sie sich so etwas anschauen.«

Er winkte ab. »So schlimm ist es nicht. Aber wir hatten Besuch aus Germany und wollten ihm etwas bieten. Da fiel mir dieses kleine Skandal-Musical ein.«

»Spielte sie die Hauptrolle?«

»So ist es.«

»Findet die Aufführung jeden Tag statt?«

»Bis auf Montag. Das war gestern. Aber sonst immer.«

»Gestern«, murmelte Suko, »das ist interessant. Könnte es sein, dass unsere Freundin gestern hier gewesen ist?«

»Vielleicht.«

Murray hatte begriffen. »Sie verdächtigen die Frau also?«

»Nur eine Spur, Kollege.«

»Und ich hörte etwas von einer geheimnisvollen Uhr, die abhanden gekommen sein soll.«

»Sie ist verschwunden.«

Er nickte. »Dann werden Sie die Uhr bei Amelia Astor ja möglicherweise finden.«

»Das hoffen wir.«

»Fragen Sie mich nicht nach der Adresse, die weiß ich nicht.«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, die bekommen wir schon heraus…«

***

Der Tag war grauenhaft, denn der Tag war hell!

Stundenlang hatte der Vampir zusammengekrümmt im Wagon gelegen, in der dunkelsten Ecke, wo kaum Licht hinkam. Für eine Weile war dies auch gut gewesen, dann aber hatte er es nicht mehr aushalten können. Anstatt zu erstarken, war die Schwäche über ihn gekommen, und er hatte gemerkt, dass die Gier nach Blut in ihm immer größer wurde. Ihm war, als hätte man ihm das Wasser entzogen, das nur durch das Trinken von Blut ausgeglichen werden konnte.

Das aber besaß er nicht.

Im Wagon war es nicht völlig dunkel. Durch die Ritzen und Schlitze

fiel noch genügend Tageslicht als lange Streifen herein und malten sich wie Striche auf dem Boden ab. Da die Sonne wanderte, änderte sich auch die Lage der Streifen, und einmal hatte er nicht aufgepasst, da war er von einem berührt worden.

Ein glühendes Eisen über die Haut gezogen hätte ihn nicht stärker treffen können. Ihm war zu Mute gewesen, als hätte dieser Strahl auf seinem Körper eine Wunde hinterlassen, und wie ein Tier war er aus dem Bereich des Lichtstrahls gekrochen.

Keuchend, sabbernd, zitternd und frierend. Er hoffte auf die Finsternis und darauf, wieder in einen Zug steigen zu können, denn das Schienen-Phantom sollte nicht gestorben sein. Es würde wiederkehren, diesmal anders als sonst, aber stärker und intensiver als früher.

Er dachte an die Frauen, und er dachte an all das Blut, das sich in ihren Körpern bewegte wie kleine Ströme. Er würde alles bekommen, sobald die Dunkelheit über das Land fiel und er seine Kraft zurück erlangte.

Noch musste er warten.

Zweimal hatte er den Versuch unternommen, sich zu erheben. Und er war sich dabei vorgekommen wie ein angeschossenes Tier, das einfach nicht mehr die Kraft besaß und immer wieder zurücksackte, bis es schließlich nicht mehr hochkam.

Wenn er sich bewegte, dann nur kriechend. Ihm fehlte einfach die Kraft, sich hinzustellen.

Manchmal rollte er sich durch den leeren Wagon. Irgendwann krachte er immer gegen eine der Innenwände, die seine Bewegungen dann stoppten. Aber er gab nicht auf. Er konnte einfach nicht liegen bleiben und darauf warten, dass es dunkel wurde.

Er musste sich irgendwie die Zeit vertreiben…

Trotz seines schlechten Zustandes waren und blieben die Vampirsinne geschärft. Aus diesem Grunde hörte er besonders deutlich, was sich draußen abspielte.

Manchmal erreichten Stimmen seine Ohren, dann schreckten ihn Schritte auf, die immer näher an den Wagen herankamen, sodass er damit rechnete, plötzlich jemandem gegenüberzustehen, der die Tür aufriss und den Wagon entern würde.

Hatte er dann noch die Kraft, diesen Menschen anzugreifen, ihn niederzudrücken und zu beißen?

Er wusste es nicht, aber seine Gedanken drehten sich auch um die geheimnisvolle Frau und deren Uhr.

Ihr hatte er das neue »Leben« zu verdanken, und er war fest davon überzeugt, dass sich diese Person auch um ihn kümmern würde, wenn er sich in Not befand. Die Blutsauger untereinander mussten einfach zusammenhalten, das waren sie sich gegenseitig schuldig.

Doch sie kam nicht…

Er hörte nichts von ihr, sie nahm auf keine der bekannten Weisen Kontakt mit ihm auf, weil sie es einfach nicht wollte. Sie ließ ihn allein mit seinen Qualen und der immer stärker werdenden Furcht, entdeckt zu werden.

Der Güterzug stand auf einem Rangierbahnhof. Die entsprechenden Geräusche drangen durch die Wände an seine Ohren. Sie hörten sich sehr laut an. Immer wieder und immer öfter stießen Wagons mit ihren Puffern zusammen. Diese dumpfen metallischen Laute schreckten ihn jedes Mal auf, wobei er das Gefühl hatte, dass sie immer näher kamen und ihn bald erreicht haben würden.

Wenn der Zug nun abfuhr, dann…

Er wollte nicht daran denken, blieb auf dem Rücken liegen und bewegte sein Gesicht, als bestünde die Haut aus einer dünnen Gummischicht. Er rollte mit den Augen. Wer ihn jetzt hätte sehen können, dem wäre auch das Weiße darin aufgefallen. Und die feinen Blutäderchen.

Manchmal schlug er mit den Beinen, dann trommelten die Absätze auf die Bohlen und erzeugten hohle Echos. Es war ihm egal, ob sie möglicherweise gehört wurden oder nicht. Er konnte nicht anders. Die Gier verwandelte sich in einen Schüttelfrost.

Dazwischen traten immer wieder die langen Ruhepausen auf. Dann lag er da wie hingegossen, ohne sich zu rühren, eine Leiche, die trotzdem lebte, ein schrecklicher Wiedergänger, dessen blasses Gesicht durch Staubund Schmutzbahnen beschmiert war.

Zeit gab es für ihn nicht mehr. Er kannte als Vampir nur mehr zwei Spannen.

Tag und Nacht.

In der Phase der Ruhe hatte sich sein Innerstes beruhigt. Er lag auf dem Rücken, den Mund offen, und über die Lippen drangen keuchende und kratzige Laute.

Nicht so laut, als dass sie andere Geräusche überdeckt hätten. So hörte er genau die Schritte und eine Männerstimme, die einem anderen Mann etwas zurief.

»Ja, der Wagen ist leer. Aber ich schaue sicherheitshalber noch einmal nach. Du kannst mittlerweile dem Gabelstaplerfahrer Bescheid geben, dass er die Palette voll packen kann.«

Für den Vampir war dies Großalarm. In seinem Hirn schrillten die Sirenen. Er wusste, dass er nichts mehr beeinflussen konnte, und das war schlimm bei seiner Schwäche.

Flucht?

Gern - aber wohin?

Er rollte sich auf den Bauch, stemmte sich auf die Knie und kroch auf eine Wand des Wagons zu.

Dabei visierte er die Stelle direkt neben der Tür an.
So bestand für ihn noch eine Chance, nicht entdeckt zu werden, wenn der Mann einen Blick in den Wagon warf, nachdem er die Tür aufgerissen hatte.
Jetzt war er da.
Der Blutsauger bekam mit, wie die Schritte verstummten. Dann hörte er ein Husten und einen Fluch, als die Hände des Mannes am Außenriegel abrutschten.
Für einen Moment grinste der Blutsauger. Er hatte die Tür von innen verriegelt, sie klemmte ziemlich fest. Leider ließ sich der Verschluss von zwei Seiten bewegen, deshalb musste der Arbeiter Kraft aufwenden.
Er schimpfte und versuchte es noch einmal.
Diesmal klappte es. Mit einem harten Ratschen fuhr die Tür nach links, in die Richtung, wo der Vampir dicht am Boden gekauert lauerte. Er wollte ein so kleines Ziel wie möglich bieten.
Helligkeit drang in den Wagon.
Fast hätte der Blutsauger geschrieen. Dieses Licht war furchtbar. Es berührte ihn nicht direkt, aber seinen Ausläufern konnte er nicht entgehen, ohne verräterische Geräusche zu hinterlassen. Er musste sich beherrschen, um nicht laut zu schreien. Seine Lippen bewegte sich, während der Mund geschlossen blieb. Der Körper zuckte. Glücklicherweise gelang es ihm, verräterische Geräusche zu vermeiden.
Es schien nicht die Sonne, das wäre für ihn möglicherweise tödlich geworden, aber auch dieser viereckige Fleck, der schräg in den Wagon fiel, reichte aus.
Ein Schatten erschien innerhalb des Vierecks. Der Arbeiter war so nahe an den Wagon herangetreten, um hineinklettern zu können. Er stellte ein Bein in das Steigeisen, gab dem Körper Schwung, hielt sich noch mit der linken Hand fest und war drin.
Der Blutsauger lag am Boden. Bäuchlings, den Kopf leicht angehoben, das Kinn schwebte fingerbreit über dem Boden.
Der Arbeiter ging vor. Seinen Schritten war anzuhören, dass er sich hier auskannte. Er trug einen grauen Anzug, bestehend aus Jacke und Hose. Der Stoff war dick und hielt etwas aus.
Obwohl das Licht einen Teil des Wagon-Inneren erhellte, hakte er eine Stablampe vom Gürtel. Er zögerte noch, sie einzuschalten, und schaute sich um.
Dann fiel sein breiter Strahl zu Boden, leuchtete aber nicht in die Richtung, in der der Blutsauger saß, sondern zeichnete entgegengesetzt einen scharf umrissenen Kreis an die Wand.
Er nickte einige Male und schien zufrieden zu sein. Das drückte sich auch in seinem Selbstgespräch aus, als er sagte: »Ja, er ist tatsächlich

leer. Welch ein Wunder.«

Dann drehte er sich um.

Im nächsten Augenblick erstarrte der Mann zur Salzsäule. Nicht nur gedreht hatte er sich, auch der Lampenstrahl war in diesem bestimmten Winkel geschwungen, und er fiel direkt auf den Rücken des auf dem Boden liegenden Vampirs.

Das künstliche Licht tat dem Blutsauger nichts. Für ihn war einzig und allein das der Sonne tödlich.

Für den Blutsauger schien die Zeit eingefroren zu sein. Sekunden verstrichen, er rührte sich nicht vom Fleck, und auch der Arbeiter wagte nicht, sich zu bewegen.

Schon des Öfteren hatte er Penner in den Wagons entdeckt, die es sich dort gemütlich machten und die Nacht verbrachten. Aber dieser Wagon war von innen verschlossen gewesen, und die Penner riegelten sich niemals ein.

»Ach ja«, sagte der Arbeiter und tat so, als stünde die Bahn unter seiner Leitung. »Das habe ich gerne. Es sich hier gemütlich zu machen, wie?«

Der Blutsauger blieb stumm.

Das ärgerte den Mann. »He, du Arsch, ich habe mit dir geredet. Gib wenigstens Antwort.«

Der Vampir seufzte. Wenigstens hörte es sich für den Arbeiter so an. Er ahnte nicht, was in dem Blutsauger vorging, dass er an das Blut des Mannes dachte, das durch dessen Adern floss. Er musste an ihn heran, er musste die Zähne in dessen Hals schlagen und daran saugen. Es gab keine andere Möglichkeit.

Aber wie?

Er war zu schwach, er konnte sich kaum noch halten. Die Arme zitterten bereits.

Das merkte auch der Arbeiter. »Jetzt hast du Schiss, wie? Aber dir werde ich es zeigen.« Er fühlte sich wie ein King, der sich alles erlauben konnte.

Um den angeblichen Penner zu erreichen, ging er einen großen Schritt nach vorn. Dann bückte er sich und packte zu. Er bekam den Mann am Kragen zu fassen.

Ein Ruck, und er hatte ihn hochgezerrt.

Ideal für den Blutsauger. Die beiden Männer waren ungefähr gleich groß. Als der Vampir stand, fuhr er herum.

Aus seinem Mund löste sich ein Kreischen. Er hatte ihn dabei weit aufgerissen und war zudem zum Licht gedreht worden.

Der Arbeiter sah die beiden Zähne.

Es dröhnte, als ihm vor Schreck die Lampe aus der Hand fiel und diese am Boden landete. Er konnte es nicht begreifen, ein Albtraum wurde innerhalb von Sekunden zur rauen Wirklichkeit.

Das Grauen schwappte noch stärker über ihm zusammen, als er die kalten Totenfinger der Bestie in seinem Gesicht spürte. Wie Eisklauen fuhren sie an seinen Wangen entlang, waren zudem leicht gebogen, sodass die Nägel die Haut einrissen und blutende Schrammen hinterließen.

Als der Wiedergänger das sah, drehte er fast durch. Er drückte sich mit seinem gesamten Gewicht gegen den Mann, um die Beute auf den Rücken zu stürzen.

Aber die Kraft reichte trotz allem nicht aus. Der Wille war da, mehr nicht.

Beide blieben ineinander verhakt, als sie zurücktaumelten und der Arbeiter mit dem Rücken gegen die Wagonwand stieß, wo er zunächst einmal Halt fand.

Der Vampir war vor ihm. Sein Gesicht war nur noch eine entstellte Fratze. Aus der offenen Mundhöhle wehte dem Mann ein Gestank entgegen, den er nicht beschreiben konnte. Er war einfach entsetzlich, denn er roch nach angefaulten, Leichen.

Es gab für ihn nur eine Chance. Er musste schneller sein als diese Bestie, denn instinktiv hatte er erfasst, dass die Gestalt nicht so konnte, wie sie gern wollte.

Der Arbeiter rammte sein Knie hoch.

Nicht einmal, nicht zweimal, sondern dreimal. Er wuchtete es tief in den Unterleib des Monstrums, das keinen Schmerzschrei ausstieß, sondern alles hinnahm.

Dann wankte es doch zurück. Die Hände hatten sich von den Schultern des Mannes gelöst. Die Bestie taumelte und schwang die Arme dabei wie Dreschflegel.

Der Arbeiter setzte nach. Er hob sogar noch seine Lampe auf und erwischte den anderen dicht vor dem Ausstieg.

Die harte Kante der Stableuchte prallte gegen die Stirn der Bestie, wo sie die Haut aufriss und eine Wunde hinterließ, aus der milchiges Blut rann. Jedenfalls sah es für den Arbeiter so aus. Noch einmal hinschauen konnte er nicht, denn sein Treffer hatte den anderen durch den offenen Einstieg geschleudert.

Rücklings war er auf die Schienen und den Schotter gestürzt, wo er sich bei dieser Wucht eigentlich hätte den Hinterkopf einschlagen müssen, was aber nicht der Fall war, denn er rollte sich herum und kam wieder auf die Füße.

Dicht neben ihm prallte der Arbeiter auf. Er hätte ihn jetzt weiterhin angreifen können, doch diesen Wunsch verbiss er sich. Ob er einen zweiten Kampf überlebte, war fraglich..

Beim ersten Hinsehen hatte er an eine Fata Morgana geglaubt. Beim zweiten Mal aber war er sich sicher gewesen. Im Wagon hatte ein Vampir, ein Blutsauger gelauert. Es gab keine andere Möglichkeit,

denn ein normaler Mensch wäre unter diesen mächtigen Schlägen längst zusammengebrochen oder läge jetzt zumindest mit einer schweren Schädelverletzung vor dem Wagon. Dieser aber lebte.

Er kroch unter dem Wagon hervor und lief auf das Industriegelände mit den Kohlen- und Schrotthalden zu, wo es ebenfalls zahlreiche Verstecke für ihn gab.

Der Arbeiter aber rannte zu seinen anderen Kollegen, um Meldung zu machen. Und wenn ihn alle für verrückt hielten, aber er musste es tun…

***

Glücklich sahen wir beide nicht aus, als wir im Fahrstuhl standen und zu unserem Büro hochfuhren.

»Glaubst du, dass sie es getan hat?« fragte Suko.

Ich hob die Schulter. »Keine Ahnung. Amelia Astor, ein Star des erotischen Musicals, aber auch ein Vampir?«

»Schlecht vorstellbar, wie?«

Ich verließ den Lift nach Suko. »Du sagst es, Alter.«

Er blieb stehen und drehte sich um, dass ich beinahe gegen ihn geprallt wäre. »Denk an Mallmann, denk an Berlin, an Pratau. Wir haben es schon mit allen Arten von Blutsaugern zu tun gehabt. Ihr zweites Leben tarnen sie oft perfekt.«

»Diese Astor steht jeden Abend auf der Bühne«, gab ich zu bedenken.

»Sicher. Dennoch hat sie Zeit genug, sich Opfer zu suchen. Die Nächte sind lang.«

»Stimmt auch wieder.«

»Ich denke viel stärker an die Uhr, John. Das ist eine Sache, die mir nicht in den Kopf will. Was haben diese Uhr und der Vampir gemeinsam?«

»Vielleicht trägt er sie.«

»Wäre ein Möglichkeit. Und weiter?«

»Amelia Astor wird es uns sagen.«

Da wir dicht vor dem Tor des Vorzimmers standen, hatte Glenda uns sprechen gehört. Abrupt öffnete sie und schaute uns beinahe strafend an.

»Was ist denn?«, rief ich leise und hob die Hände.

»Ein Job, man verlangt nach euch.«

»Ho, das ist ja wie in den TV-Serien. Worum geht es? Hat der Teufel die Hölle verlassen?«

»Kommt erst mal rein.«

Einer Person, die uns so nett bat, konnten wir einfach keinen Korb geben.

»Es ist ein Anruf gekommen«, berichtete Glenda und suchte auf dem Schreibtisch herum. Sie hob Zettel hoch und ließ sie wieder fallen.

»Irgendwo habe ich mir den Text doch notiert - ah - hier ist er ja.« Sie nahm ihn und faltete ihn auseinander. »Auf dem Güterbahnhof hat jemand einen Vampir entdeckt.«

Wir schauten uns an. Ziemlich entgeistert sogar. Suko kratzte sich am Kinn. »Auf dem Güterbahnhof?«, meinte er grunzend.

»Warum nicht auf dem Güterbahnhof?«, fragte ich.

Glenda wurde wütend. »Hört auf mit euren komischen Scherzen. Jedenfalls ist diese Meldung für mich nicht komisch. Der Zeuge soll glaubwürdig sein.«

»Kennst du ihn?«

Sie fletschte die Zähne. »Nein, aber ich habe mit einem Verantwortlichen der Bahnpolizei geredet. Sir James war nicht zu erreichen.«

»Dann hast du dem Mann gesagt, dass wir uns um den Fall kümmern werden?«, fragte Suko.

Glenda grinste weiter. »So ist es.«

Ich hob den rechten Arm. »Hi, Boss…«

Sie tippte gegen ihre Stirn. Suko hielt eine Münze in der Hand. »Wenn Glenda zugestimmt hat, muss einer von uns fahren. Da du die Aufgabe nicht freiwillig übernehmen willst, wie ich mir denken kann, werden wir eben losen.«

»Ich nehme die Zahl. Wenn sie oben liegt, fahre ich.«

Glenda wurde dazu auserkoren, die Münze aufzufangen und uns das Ergebnis zu präsentieren.

Wir losten nicht das erste Mal, und Glenda hatte schon Routine darin, was das Schnappen von Geldstücken anbetraf. Sie griff zu - und schaute Suko an.

»Habe ich verloren?«

»Die Zahl liegt unten!«

Suko zog ein enttäuschtes Gesicht, ich ging sicherheitshalber in Deckung, da ich so lachen musste.

»Viel Spaß auf dem Güterbahnhof. Zieh dir alte Schuhe an, da soll es manchmal schmutzig sein.«

»Und was machst du?«

Ich strich über meine Lippen wie ein alter Genießer. »Da soll es eine Tänzerin geben, sehr hübsch, sehr sexy und gleichzeitig wild. Sie heißt Amelia Astor und…« Ich sprach nicht mehr weiter, denn Glendas Augen bekamen einen wütenden Ausdruck.

»Hätte ich das gewusst, dann hätte ich die Münze so manipuliert, dass Suko nicht fährt.«

Ich hob beide Arme. »Warum denn? Ist er gegen alles gefeit?«

»Das weißt du sehr genau.«

»Sorry…«

»Ja«, sagte Suko und ging zur Tür. »Dann werde ich mal lostigern.«

Kurz hinter ihm verschwand auch ich. Glenda hatte mir noch das Theater herausgesucht, in dem das Musical »Wild Love« aufgeführt wurde. Auf diese Amelia Astor war ich wirklich gespannt…

***

Der Mann hieß Kevin Dobbs und hatte auf Suko nicht den Eindruck eines Lügners und Spinners gemacht. Den Schock hatte er noch immer nicht überwunden und stets steif und fest behauptet, dass dieser Vampir echt und nicht maskiert gewesen war.

»Der hat keinen Scherz getrieben, Mister.«

»Und er ist dorthin gelaufen, wo die großen Mengen an Kohle und Schrott gelagert sind.«

»Ja, so ist es.«

Suko verzog den Mund. »Eine schmutzige Gegend, wie?«

»Kann man wohl sagen.«

»Gibt es dort Verstecke?«

Dobbs nickte. »Sogar dunkle, wo ein Vampir den Tag verbringen kann. Die hassen doch Tageslicht - habe ich einmal gelesen - oder?«

»Da haben Sie Recht.«

Die Männer saßen im Büro. Dobbs Vorgesetzter befand sich noch bei ihnen. Er hieß Water, war ein dunkelhaariger Mann mit einem gewaltigen Bauch, auf den er seine Hände gelegt hatte und deshalb den Eindruck eines zufriedenen Buddhas machte.

»Wenn Sie nicht wollen, Inspektor, dann…«

Suko drehte sich Water zu. »Glauben Sie Mr. Dobbs nicht?«

»Doch. Ich habe euch ja Bescheid gegeben.«

»Dann brauche ich nur noch die Wegbeschreibung. Ich kenne mich auf dem Gelände leider nicht aus.«

Die erhielt Suko. Viel half sie ihm auch nicht. Aber er wusste zumindest, wo er welche Halden fand.

»Und was eignet sich als Versteck besonders gut?«

»Alles«, sagte Dobbs. »Sie können übrigens mit der Industrie-Bahn hinfahren, das ist besser.«

»Wollen Sie nicht mit?«

Dobbs tastete nach seinen Schrammen im Gesicht. »Lieber Himmel, ich bin doch nicht verrückt! Einmal konnte ich ihm entwischen. Ob mir das noch einmal gelingt, steht in den Sternen. Nein, Sir, gehen Sie mal allein. Das ist Ihr Job.«

»Da haben Sie sogar Recht.«

Water brachte den Inspektor nach draußen. Er watschelte neben ihm her.

»Ich finde es ja gut, dass Sie so schnell gekommen sind und uns auch geglaubt haben. Aber ich glaube nicht, dass Sie Erfolg haben werden. Nein, das…«

»Halten Sie Dobbs für einen Spinner?«
»Nicht eben Spinner. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Es gibt keine Vampire - oder?«
»Wenn Sie das meinen.«
Sie gingen über die Gleise. Diese Welt der Schienen, Signale und Lampen war fremd für Suko. Er hatte sich auch den Wagon zeigen lassen, wo Dobbs überfallen worden war. Spuren hatte er keine entdecken können. Im Hintergrund malten sich die Halden ab, die aus Kohle, Schlacke und rostigem Eisen bestanden. Dazwischen floss ein Kanal. Er bildete so etwas wie eine Main Street, die das Gelände in zwei Hälften teilte. Eine Metallbrücke führte über den Kanal hinweg. Sie konnte auch hochgeklappt werden, wenn ihn zu hohe Schiffe durchquerten.
Mit einer kleinen Lok fuhren sie bis in die Nähe der Brücke. Dort hielten sie an.
Suko stieg aus, weil er auf die andere Seite musste. Water winkte ihm aus dein Lokfenster heraus zu. »Dann machen Sie es mal gut!«, rief er und zeigte seine beiden Daumen. »Und lassen Sie sich nicht von einem Vampir beißen.«
»Keine Sorge, mein Blut ist vergiftet.«
Water lachte. Die Lok fuhr an. Suko schaute ihr noch einen Moment nach, bevor er die Brücke betrat, die ziemlich schmal war und unter seinen Schritten sogar vibrierte. Unter ihm sah das Wasser des Kanals schwarz aus.
Da der Wind nur sehr schwach wehte, wurde die Fläche kaum gekräuselt. Es war kalt geworden.
Polarluft zog von Norden her über die Britischen Inseln hinweg. Sogar Schnee war angesagt worden. Und das mitten im Monat April.
Vor Suko lag ein unübersichtliches Gelände mit zahlreichen Halden. Das alte Eisen schimmerte rostrot, die Kohlehügel sahen grau bis schwarz aus.
Der Himmel hatte sich der Landschaft angepasst. Auch er sah ziemlich grau aus.
Über dem Gelände lag zudem ein stechender Geruch, als würde irgendwo etwas verbrannt.
Suko hatte die Brücke hinter sich gelassen. Zum Glück brauchte er nicht über die Kohlehügel zu klettern, die starr vor ihm lagen. Überhaupt sah er keinen. Der Kanal hatte das Gelände tatsächlich in zwei grundverschiedene Hälften getrennt.
An den hellen Oberkanten der Schienen erkannte Suko, dass die Strecke hier auch befahren wurde.
Er wandte sich nach links und ging dorthin, wo die großen Kräne sich wie Gerippe aus Stahl vor dem dunklen Himmel abhoben. Diese monsterartigen Gebilde passten in die Landschaft, sie gehörten zum

Bild. Aus irgendwelchen Schornsteinen quoll dunkler Rauch. Der leichte Wind trieb sie auf Suko zu.

Die Kräne bewegten sich nicht. Sie standen still, als hätte man die Arbeit aufgegeben. Für einen Blutsauger gab es hier zahlreiche Verstecke, allerdings waren diese auch eingeschränkt, denn er musste sich vor dem Tageslicht verbergen, auch wenn dieses grau war und manchmal an die Dämmerung erinnerte.

Suko hielt sich nahe der Schienen. Dann hörte er das Rumpeln, drehte sich um und sah einen schmalen Zug. Die Lok schien ihn anzuglotzen, als sie näher kam.

Sie zog eine Schlange aus beladenen Wagons hinter sich her. Man hatte rostigen Schrott auf die Loren verteilt.

Aus dem Fenster schaute der Lokführer und schüttelte den Kopf, als er Suko sah.

Der Inspektor ließ die Wagenschlange passieren und atmete den Staub ein, den die rollende Schlange aufwirbelte. Er ging ebenfalls in die Richtung. Manchmal kam er sich vor wie im Gebirge, da ihn die mächtigen Schlacken- und Kohlehügel einrahmten.

Er rechnete nicht damit, hier den Vampir zu finden. Er wollte dorthin, wo die Arbeiter ihre Buden hatten und entdeckte einen breiten Weg, der nach rechts führte. Schwere Fahrzeuge hatten die Reifenspuren tief eingegraben. Selbst der Regen hatte es nicht geschafft, sie auszuwaschen.

Der Weg mündete in einen Platz. Dahinter versperrten die Schrottberge den weiteren Weg. Und es war auch ein Autofriedhof vorhanden. Die alten Fahrzeuge standen dort gestapelt wie Kartons. Dort wurde gearbeitet. Das Quietschen eines gewaltigen Kranarms drang durch die Luft. An ihm hing ein großer Magnet, der mehrere Wagen zugleich in die Höhe hieven konnte. Auf dem Platz entdeckte Suko die Buden der Arbeiter und auch zwei blaue Toilettenhäuschen.

Nur zwei Männer waren zu sehen. Sie unterhielten sich mit dem Fahrer eines Trucks, der am Kotflügel lehnte und eine Zigarette rauchte. Als Suko näher kam, schauten sie auf.

Der Inspektor spürte augenblicklich das Misstrauen, das sie ihm entgegenbrachten. Er war hier ein Fremder, und das zeigte man ihm auch.

»Suchst du auch einen Vampir?«, wurde er begrüßt.

»Wieso?«

»Kann doch sein.« Der Sprecher grinste und zeigte seine Zähne. »Ich bin es nicht.«

Dafür präsentierte Suko seinen Ausweis, dessen Anblick die Männer kaum beeindruckte. »Kommen wir mal zur Sache, meine Herren. Es hat sich also herumgesprochen, dass es hier ein Vampir geben soll.«

»Man erzählt davon.«

»Und Sie haben keinen Verdächtigen gesehen?«
»Richtig.«
»Wo könnte er sich denn versteckt halten, wenn er sich tatsächlich hier aufhält?«
Die Männer schauten sich an, der Truckfahrer grinste - ihn ging die Sache nichts an -, aber der Sprecher deutete nach links. »Schauen Sie mal da nach, wenn Sie Lust haben. Da liegen die Abfallberge, die noch abgeräumt werden müssen.«
»Eine Müllkippe?«
»So etwas Ähnliches. Ausgeschlachtetes Zeug. Kühlschränke, Öfen und so weiter. Einer der Schandflecken in London, von dem kaum jemand Notiz nimmt.«
»Danke.«
»He, Mister!«
Suko drehte sich um, als er die Stimme des Sprechers hörte. »Was ist denn?«
Der Mann grinste. Er hatte seine Hände in die Seiten gestemmt. »Wenn Sie ihn finden, werden Sie ihn pfählen? So richtig wie im Kino?«
»Klar.«
»Dann möchte ich um die Asche bitten. Als Souvenir für mein Weib.« Er wollte sich ausschütten vor lachen, auch die Kollegen lachten mit, und Suko ging kopfschüttelnd weiter.
Diese andere Müllhalde war ziemlich groß. Man hatte dort wirklich alles Mögliche gelagert. Sie war schon ziemlich alt, denn das Unkraut wucherte zwischen den Elektrogeräten, den halb verfaulten Kisten, den Fässern und Kanistern, die zum Glück allesamt leer waren, wie Suko sehr schnell festgestellt hatte.
In seiner Nähe befand sich der Kanal. Er sah auch eine zweite Brücke, noch schmaler als die Erste, und stellte fest, dass er an einem Seitenkanal entlanglief.
Wo konnte sich der Blutsauger verstecken, vorausgesetzt es gab ihn? Hundertprozentig davon überzeugt war Suko nicht.
Das Quietschen der Kräne blieb hinter ihm zurück. Die Umgebung zeigte eine trostlose Einsamkeit, wie sie schlimmer kaum sein konnte. Für einen Vampir war sie kaum geeignet. Er jedenfalls entdeckte kein Versteck, in dem sich der Blutsauger vor dem Tageslicht hätte verbergen können. Hier war alles frei.
War doch alles ein Irrtum?
Er schaute nach rechts, wo die dunkle Oberfläche des Kanalwassers schimmerte.
In der Ferne bewegte sich ein beladenes Schiff. Es fuhr in die andere Richtung.
Suko fiel trotzdem etwas auf. Ein schwacher Schatten schwebte über

der Fläche. Als er näher an den Rand herantrat, erkannte er, dass der Schatten von einem Boot geworfen wurde, das nahe der Brücke vertäut war. Es war ein altes, schmutziges Eisenboot. Der Staub lag wie eine zweite Lackierung auf den Aufbauten.

Suko schaute sich das Boot genauer an. Spuren sah er nicht. Er konnte sich allerdings vorstellen, dass es sich als Versteck für einen Vampir gut eignete, denn ein schmaler Niedergang führte unter das Deck. Dort war es zwar eng, aber als Vampir konnte man sich schon an einen Sarg gewöhnen, der irgendwann eine Ruhestätte sein würde.

Es kam tatsächlich kein anderes Versteck in Betracht. Irgendwo musste und wollte Suko mit der Suche anfangen. Das Industrieboot kam ihm gerade recht.

Auf der Brücke ließ sich niemand blicken. Der leichte Wind trieb einen fauligen Geruch vor sich her. Da konnte sich ein Blutsauger ebenfalls wohl fühlen.

Das Boot lag nicht sehr tief. Mit einem Sprung konnte Suko an Deck gelangen.

Er landete sicher. Das Deck schwankte kaum, er schaute sich um und entdeckte schon gewisse Schleifspuren im Staub. Ob sie von menschlichen Füßen stammten, war fraglich.

Er bewegte sich auf den Niedergang zu. Auch die schmale Leiter sah staubgrau aus.

Aber nicht an allen Stellen. In der Mitte schimmerte sie blank. War dort jemand hergegangen?

Suko merkte die Veränderung. Eine innere Spannung hielt ihn umklammert. Was er betreten wollte, verdiente das Wort Kajüte nicht. Es musste ein schmaler Raum sein, schon mehr mit den Kojen auf einem U-Boot zu vergleichen.

Die Tür bestand aus grauem Eisen. Ein Muster aus dicken Nietenköpfen malte sich auf der Oberfläche ab. Dem Inspektor war nicht wohl. Er hatte das Gefühl, den Blutsauger zu finden, oder aber einen Obdachlosen, der sich das Schiff als Schlafstätte ausgesucht hatte. Um die Tür zu öffnen, musste er an einem Eisenrad drehen.

Er probierte es.

Das Rad ließ sich relativ leicht bewegen. Er zog die Tür auf und wartete zunächst ab.

Eine Person sah er nicht. Er schaute in einen Raum, wo Werkzeug aufbewahrt wurde. Schwere Vorschlaghämmer, lange Zangen sowie Werkzeugkisten, die nebeneinander an einer Wand standen.

Auch hingen an einer Seite Schutzmäntel aus imprägniertem Stoff. Ihre Säume reichten fast bis auf den Boden. Sie sahen aus wie große Zelte.

Unter ihnen lag ein dunkles Bündel.

Wahrscheinlich hatte man dort Arbeitsanzüge zusammengeworfen.

Das Bündel bewegte sich. Genau in dem Augenblick, als Suko die Schwelle überschreiten wollte.

Die Tür war relativ schmal, die Kabine hatte kein einziges Fenster, und das hereinfallende Licht reichte auch kaum aus, um alle Ecken zu beleuchten.

Suko konzentrierte sich auf die Bewegung. Seine Hand rutschte dabei in die Seitentasche der Jacke.

Er holte keine Waffe hervor, sondern die kleine Halogenleuchte mit dem starken Licht.

Aus dem Bündel drang ein ärgerliches Knurren hervor. Auch kein Beweis, dass dort ein Vampir lag und die Dunkelheit abwartete. So reagierte auch jemand, der im Schlaf gestört wurde.

Suko schaltete die Lampe ein. Er musste seine Hand um eine Idee nach rechts bewegen.

Als er das tat, richtete sich die Gestalt auf. Sie drehte sich dabei um und wollte Suko ihr Gesicht zeigen.

Der Strahl erwischte es direkt.

Eine bleiche Haut, tief liegende Augen. Lippen, die verschoben waren und die Zähne freilegten.

Keine normalen.

Es war das Gebiss eines Vampirs!

***

Wäre ich eitel gewesen, hätte ich mich gefreut, meinen Körper mindestens sechsmal zu sehen. Da ich das nicht war, kam ich mir komisch vor, als ich über den Parkettboden des Tanzsaales schritt, beleuchtet vom grellen Licht der Lampen, die jeden Fehler einer Tänzerin oder eines Tänzers schonungslos aufdeckten, weil die zahlreichen Spiegel noch vervielfältigten.

Die Gruppe arbeitete im Schweiße ihres Angesichts, angetrieben von einem Choreografen, der ebenfalls enge Kleidung trug und sich geschickt darin bewegte. Er hatte das Haar lang wachsen lassen und es durch ein Stirnband gehalten. Er trieb die Tänzer an, sein Klatschen steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, und die schlanken Körper bewegten sich immer schneller.

Dabei schrie er ihnen Befehle zu wie ein Feldwebel. Er scheuchte sie, damit sie alles gaben.

Ich schaute ein paar Sekunden zu, dann war ich es leid. Obwohl man mich gesehen hatte, nahm niemand Notiz von mir. Man wollte mich eben nicht.

Welche der Tänzerinnen Amelia Astor war, wusste ich nicht. In ihren Trikots und den einfarbigen Leggings sahen die Mädchen irgendwie alle gleich aus.

Ich näherte mich dem Chef der Truppe. Er hatte mich schon gesehen.

Bevor ich ihn ansprechen konnte, sagte er mit seiner etwas schrillen Kieksstimme: »Sie stören.«
»Das weiß ich!«
Diese Antwort hatte er wohl nicht erwartet. Seine Hände klatschten nicht mehr zusammen. Sie verharrten für einen Moment mitten in der Bewegung, bevor sie nach unten sanken.
Dann drehte er sich um.
Sein Gesicht war schmal geschnitten und wirkte durch die überlange Nase noch schmaler. Auf ihrem Ende wuchs ein roter Pickel wie eine Mini-Erdbeere. Er klimperte mit seinen Augendeckeln, räusperte sich, holte tief Luft und wollte etwas sagen, aber ich kam ihm zuvor.
»Scotland Yard, Mister!«
Seine Worte blieben ihm im Hals stecken. Er schaute zu seiner Truppe hin. Niemand tanzte mehr.
Auch dort hatte man mich gehört.
»Huch, ein Bulle«, beschwerte sich einer der Jünglinge, in dessen Ohrläppchen Schmuck funkelte, und schüttelte sich. »Darauf stehe ich nun überhaupt nicht.«
Ich grinste ihn an. »Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit, mein Lieber.«
»Was wollen Sie denn?«, fragte mich der Chef.
»Wie heißen Sie?«
»Ich bin Orlando.«
»Schön, Mr. Orlando.«
»Das Mister können Sie weglassen.«
»Wenn Sie meinen. Es geht auch nicht um Sie oder um Ihre Truppe. Ich suche eine bestimmte Person, die bei Ihnen tanzt und sogar der Star der Truppe sein soll.«
Er schaltete schnell. »Amelia Astor?«
»Exakt.«
Er lachte wütend und trat gleichzeitig mit dem Fuß auf. »Also die suche ich auch, Mister.«
Ich runzelte die Stirn. »Heißt das, dass sie nicht hier ist?«
»So ist es. Sie kam heute nicht zur Probe. Sie hat sich nicht einmal entschuldigt!«, beschwerte er sich und zog einen Flunsch. Dann drehte er mit seiner Hand Spiralen. »Dieser - dieser Person ist wohl der Erfolg zu Kopf gestiegen!«
»Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls hätte ich sie gern gesprochen.«
»Wir auch.«
»Sie haben heute Abend eine Vorstellung?«
»Ja.«
»Ohne Amelia?«
Der plötzliche Schreck ließ seine Augen glasig werden. Er ging einen

Schritt zurück und presste die Hand gegen seine Brust. »Das - das will ich doch nicht hoffen.«

»Hätte ja sein können.«

»Nein, mit ihr steht und fällt die Show.«

»Kann ich mir vorstellen.« Ich überlegte einen Moment. Hinter mir hörte ich das heftige Atmen der Tänzer. »Hat sie das schon einmal getan?«

»Wo denken Sie hin, Mister? Amelia ist oder war die Pünktlichkeit in Person. Da ist sie ganz Profi, und das muss in unserem Job auch so sein.«

»Wo kann ich sie denn erreichen?«

Er hob seine Augenbrauen, die mir wie rasiert vorkamen.

»Erreichen, fragen Sie?«

»Ja.«

»Das möchte ich auch gern wissen. Ja, das möchte ich gern wissen. Sie meldet sich nicht.«

»Dann haben Sie angerufen?«

»Natürlich. Jede Probe ist wichtig. Oder denken Sie auch wie die meisten, dass wir nur am Abend über die Bühne hüpfen und dort unsere Schau abziehen? Nein, hier wird hart trainiert, das ist Arbeit, die einem den Schweiß aus dem Pelz treibt. Sie werden sich wundern, Mister, wenn Sie uns hier länger zuschauen.«

»Das glaube ich Ihnen gern, doch darum geht es mir nicht. Ich will mehr über Amelia Astor erfahren.«

Erst jetzt schien ihm einzufallen, dass ich ja Polizist war. »Was hat sie denn getan?«

»Nichts.« Ich lächelte.

Er trat einen Schritt zurück und knickte ein Bein an. »Was wollen Sie dann von ihr? Sie ist hübsch. Oder interessieren Sie sich privat für Amelia? Zwar ist sie die Älteste aus dem Team, gleichzeitig auch die beste Tänzerin. Das muss ich Ihnen noch sagen.«

»Weiß ich alles, Mr. Orlando. Ich will Amelia auch nicht hinter Gitter bringen, sondern von ihr nur eine Zeugenaussage haben. Das ist im Prinzip alles.«

Er strich sein Haar glatt. »Wenn das so ist, einverstanden. Ich sage Ihnen, wo sie Amelia finden können. Sie ist…«

»Hier!«

Niemand hatte auf den Eingang geachtet, auch ich nicht. Die Tür war aufgestoßen worden und hatte eine Frau in den Tanzsaal entlassen, die ein dunkles Trikot trug und eine helle, eng anliegende Hose.

Ihr Haar war wie eine Flut. Zwei Farben mischten sich darin. Blond und Silbergrau.

Tänzelnd kam sie näher und schaute mich dabei an. Sie schob ihr Haar in den Nacken und spannte um den so gelegten Pferdeschwanz

ein breites Gummiband. »Sie wollten mich sprechen, Mister?«

Ich stellte mich vor. Dabei sah ich den Spott in ihren graugrünen Augen. »Ach, das ist ja nett. Die Polizei interessiert sich für mich. Wie kommt das denn?«

»Das möchte ich gern unter vier Augen mit Ihnen besprechen.«

Orlando mischte sich ein. Er war wütend, seine Stimme klang leicht kreischend. »Wo hast du denn gesteckt? Wir haben dich gesucht. Wir müssen die ganze Szene noch einmal durchgehen. Ich finde es fies von dir, dich nicht zu melden.«

»Schon gut. Habe ich denn noch zehn Minuten Zeit?«

Sein Gesicht verschloss sich. »Ungern.«

»Kommen Sie, Mr. Sinclair.« Sie drehte sich um und schlenderte graziös vor mir her.

War das die richtige Person, oder lief ich die ganze Zeit über einem Phantom nach?

Ich wusste es nicht. Als Vampir konnte ich sie mir nicht vorstellen. Ich hatte sie lächeln gesehen und keine spitzen Zähne entdecken können. Sie trug auch keine Uhr an ihrem Handgelenk, gab sich sehr sicher und führte mich in den Umkleideraum, wo die normale Straßenkleidung der Tänzerinnen lag.

Nebenan waren die Duschen, und ein paar Schritte weiter stand die Tür zu einem kleinen Raum offen, der kein Fenster hatte. Dafür standen dort mehrere Stühle, ein Tisch war ebenfalls vorhanden, dekoriert mit leeren Flaschen und Pappbechern.

Ein Fernseher und ein Recorder hatten ihren Platz auf einem Sideboard gefunden.

»Hier schauen wir uns die Videos unserer Arbeit an«, erklärte sie und nahm Platz.

Auch ich setzte mich.

Amelia schüttelte noch einmal ihr Haar durch und fragte dann: »Worum geht es denn?«

»Um zwei Dinge.«

Ihre vollen Lippen lächelten. »Da bin ich aber gespannt, Mr. Sinclair.«

»Erstens um einen toten Juwelier, und zweitens um eine Armbanduhr, die etwas Besonderes sein muss.« Ich hatte sie während meiner Erklärung nicht aus den Augen gelassen, entdeckte aber keine Reaktion auf ihrem glatten, schönen Gesicht.

»Das ist alles?«

»Reicht das nicht?«

Sie hob die Schultern. »Ich wüsste wirklich nicht, was ich mit einem Toten zu tun haben könnte.«

»Der Mann hieß Conrad Christborn.«

»Ach.«

»Sie kennen ihn?«
»Das allerdings«, gab sie zu. »Ich war einige Male bei ihm.« Fast verlegen schaute sie zur Seite.
»Wissen Sie, Mr. Sinclair, es ist so. Ich interessiere mich nun mal für Schmuck. Jeder hat eine Schwäche, da bilde ich keine Ausnahme. Und meine ist Schmuck.«
»Alles, oder nur Uhren?«
»Die Uhren.«
Ich deutete auf ihr Handgelenk. »Sie tragen keine. Haben Sie sich deshalb verspätet?«
»Nein, ich hatte noch etwas zu erledigen.«
»Und die Uhr aus dem Geschäft? Dieses edle Stück mit dem schwarzen Zifferblatt, das weder Zeiger noch Ziffern besitzt? Was ist denn damit, Miss Astor?«
»Was soll damit sein?«
»Sie haben die Uhr gekauft, nehme ich an.«
»Ich wollte es.«
»Dann kennen Sie das Schmuckstück?«
»Ja. Aber der Juwelier wollte es mir nicht verkaufen. Er hockte darauf wie die Glucke auf ihrem Ei. Kann ich sogar irgendwie verstehen. Sie ist wirklich außergewöhnlich.«
»Wir haben sie in seinem Geschäft aber nicht gefunden.«
»Dann muss der Täter sie mitgenommen haben.«
»Oder die Täterin.«
Sie schaute mich nach einem Augenaufschlag an. »Halten Sie mich für die Mörderin?«
»Jeder ist in einem derartigen Fall verdächtig. Ich muss allen Spuren nachgehen.«
»Nun ja, das ist Ihr Job. Aber ich habe die Uhr nicht gekauft. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.« Sie wollte aufstehen, ich hielt sie jedoch zurück. »Einen Moment, Miss Astor. Es gibt jemanden, der durchaus anderer Meinung ist als ich.«
»Wer denn?«
»Helen Wayne.«
»Ach, die alte Zicke. Die kommt sich wer weiß wie vor. Die hat sich nur geärgert, dass sie bei den richtigen Geschäften immer außen vor gelassen wurde.« Jetzt stand sie endgültig auf. »Wissen Sie was, Mr. Sinclair, ich schlage Ihnen vor, dass Sie mich heute Abend besuchen. Sie können in die Vorstellung gehen.«
»Schön. Und dann?«
»Verbringen wir noch einige Stunden miteinander.«
Ich lächelte. »Das hört sich gut an. Danke für die Einladung. Würden Sie mir auch etwas über die Uhr erzählen, nach der ich so sehr suche?«

Amelia Astor stand schon an der Tür. »Sie sind ein ganz Hartnäckiger, Mr. Sinclair.«

»Das bringt mein Beruf so mit sich.«

»Es könnte sein«, flüsterte sie, »dass mir bis zum Abend noch etwas eingefallen ist, was diese Uhr angeht. Ciao denn, Polizist…« Sie drehte sich um und verschwand lachend.

Etwas nachdenklich blieb ich sitzen. Einige Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Diese Person hatte sich über das Ableben des Juweliers nicht eben geschockt gezeigt. Außerdem kam sie mir vor wie jemand, der einiges wusste und damit nur hinter dem Berg hielt.

Interessant war ihre Einladung auf jeden Fall. Für mich stand fest, dass ich hingehen würde.

Ich verließ den kleinen Raum und schaute noch kurz in den Saal. Amelia tanzte mit den anderen. Sie tat, als wäre nichts geschehen.

Genau das nahm ich ihr nicht ab!

***

Also doch, dachte Suko. Er ist es. Er ist der Vampir. Für den Inspektor gab es keinen Zweifel. Er hatte das Gesicht deutlich sehen können, der helle Strahl konzentrierte sich auf die bleiche Fläche, die absolut trocken war. Kein Schweißtropfen malte sich auf der dünn wirkenden Haut ab. Er war auch kein Mensch, der eine Maske trug. Ein solcher hätte anders ausgesehen.

Für Suko war dieses Gesicht fremd. Es zeigte einen erschöpften und gleichzeitig schmerzerfüllten Ausdruck. Die Lippen zuckten, aber ein Wort drang nicht aus dem Mund.

»Wer bist du?«, fragte Suko.

Der Vampir ächzte. Seine Zähne sahen aus, als würden sie zittern. Er drehte den Kopf zur Seite, um dem hellen Schein zu entgehen. Wahrscheinlich störte er ihn.

»Wie heißt du?«

»Dylan.«

»Und sonst?«

»Nichts.«

»Dann steh auf.«

»Nein, ich bleibe liegen.«

Suko rechnete auch mit der Möglichkeit, dass dieser Blutsauger einfach nicht die Kraft hatte, aufzustehen. Er kam ihm vor wie jemand, der Blut benötigte, der hungrig war, aber keine Chance sah, an den Lebenssaft heranzukommen.

Der Inspektor beging nicht den Fehler, ihn als Vampir zu behandeln, und er hütete sich auch, seine Identität zu lüften. Er trat stattdessen noch weiter vor und schloss die Tür nicht ganz. Spaltbreit blieb sie offen.

Der Vampir sackte wieder zurück. Suko hörte ihn nicht atmen, das war ja nicht möglich, er vernahm nur das Keuchen der Person. Woher dieser Blutsauger stammte, wusste er nicht. Deshalb lagen ihm zahlreiche Fragen auf der Zunge.

»Wer hat dich zum Vampir gemacht?«

»Sie.«

»Wann war das?«

»Gestern Nacht.«

Er gab die Antworten nur kurz, und Suko konnte damit nun wirklich nichts anfangen.

»Wer ist sie?«

»Die Frau.«

»Ihr Name!«

»Kenne ich nicht!« Der Blutsauger wälzte sich auf die Seite. Die über ihm liegende Kleidung bewegte sich raschelnd. Er fuhr auch mit seinen Handflächen über den Boden, aber er stemmte sich nicht hoch, sondern blieb, halb von der Kleidung verdeckt, liegen.

»Wo hast du sie gesehen?«

»Im Zug.«

»Und?«

»Ich wollte sie fertig machen. Sie - sie vergewaltigen.« Plötzlich fing er an zu kichern. Es klang schon widerlich schrill. »Kennst du mich denn nicht?«

»Nein, wieso?«

»Ich bin Dylan, das Schienen-Phantom!«

Suko fiel es zwar nicht wie Schuppen von den Augen, aber mit diesem Begriff konnte er schon etwas anfangen. Er selbst hatte mit dieser Person nichts zu tun gehabt, das lag im Bereich seiner Kollegen, die das Schienen-Phantom, eine Person, die in der Nacht Frauen auflauerte, um sie zu vergewaltigen, jagten.

Ihnen war es nicht gelungen, ihn zu stellen. Suko war durch einen Zufall an diese Person geraten.

Ihn wunderte nur, dass er einen Vampir vor sich hatte, aber das war Dylan wohl nicht immer gewesen. Erst seit der letzten Nacht, und danach erkundigte sich Suko genauer.

»Ich wollte sie haben, aber sie war stärker.«

»Und weiter?«

»Sie biss mich.«

Der Inspektor lachte. »Einfach so?«

»Nein, sie war ganz normal - zuerst.«

»Aha. Wieso verwandelte sie sich dann?«

Der Blutsauger richtete sich auf. Er tat es sehr langsam. Wahrscheinlich brauchte er Zeit, um sich eine Antwort zu überlegen. »Sie - sie hatte etwas bei sich.«

»Weiter.«

»Sie trug eine Uhr. Schwarz, ohne Zeiger, ohne Zahlen. An den Rändern aber war sie aus Gold.«

Eine Uhr!

Es schoss Suko durch den Kopf wie ein Blitzstrahl. Was er hier erlebte, konnte es nicht geben. Das war ein irrer Zufall, eine perfekte Überschneidung verschiedener Linien, die sich allerdings genau an einem Punkt trafen.

John suchte eine Frau, er kannte auch ihren Namen. Wenn es dieselbe war, musste der Name dem Blutsauger hier in der kleinen Kabine auch ein Begriff sein.

»Hieß sie Amelia Astor?« Er lauerte auf eine Antwort und erhielt sie auch. Aber nicht so, wie er es sich gedacht hatte, denn der Blutsauger schüttelte den Kopf.

»Nein oder ja. Ich weiß es nicht. Sie hat mich…«, seine Worte verstummten in einem Brabbeln.

»Okay, Dylan. Kommen wir zu der Uhr mit dem schwarzen glatten Zifferblatt. Was war damit?«

Er kicherte in seine Lumpen. Das Zeug stank nach Öl und Fett, aber der Vampir hielt sie umklammert, als wären sie sein Ein und Alles auf der Welt. Er spürte, dass ihm der andere überlegen war und nicht nur dort stand, um ihm einige Fragen zu stellen. Bei ihm hatte sich ein Instinkt gebildet.

Als Mensch war er nicht so auf Gefahren geeicht gewesen wie als Vampir.

Er hörte ihn näher kommen. Das war gut. Dieser mit Blut gefüllte Mensch sollte so nahe wie möglich an ihn heran. Die Stunden der Dunkelheit hatten ihm gut getan. Er hatte sich wieder regenerieren können, auch wenn bis zu seiner endgültigen Stärke noch einiges fehlte.

Er hatte eben in seiner neuen Welt gelebt, in einer tiefschwarzen Psyche, in der absoluten Dunkelheit, in…

Jetzt war er da.

Er stand dicht neben ihm.

Wahrscheinlich würde sich der Mann bücken, um nach ihm zu greifen. Die Augen des Blutsaugers glänzten. Hätte er sie sehen können, wären sie ihm vorgekommen wie kleine, dunkle Tümpel, auf dessen Oberfläche eine hauchdünne Eisschicht lag.

Aber er wandte ihm die Seite und einen Teil des Rückens zu. Und seine rechte Hand hatte er zur Klaue geformt. Die Finger umschlossen dabei den Griff einer langen Zange, die aus schwerem Eisen bestand.

»Willst du nicht oder kannst du nicht?«

Dylan lauschte dem Klang der Stimme. Sehr weit entfernt war sie nicht mehr.

Hatte er sich gebückt?
Eine Hand legte sich auf die Schulter des Blutsaugers. Der andere wollte ihn herum- und hochreißen.
Dylan hielt dagegen.
Plötzlich war er da. Plötzlich schwang er herum und gleichzeitig hoch.
Mit ihm der Arm und die lange Zange.
Suko sah sie im letzten Augenblick. Er schnellte hoch, aber er kam nicht mehr weg.
Die Zange erwischte ihn seitlich an der rechten Stirn. Sie schrammte dort entlang, scheuerte die Haut auf, und Schmerzstöße zuckten durch seinen Kopf, als er zurücktaumelte.
Er fiel gegen die Werkzeugkisten, wollte die Benommenheit abschütteln, als es um ihn herum plötzlich stockfinster wurde.
Es war keine Bewusstlosigkeit oder Ohnmacht, die ihre Schwingen nach ihm ausgestreckt hatte, es war der Vampir gewesen, der eine Decke nach ihm geschleudert und ausgezeichnet getroffen hatte.
Der Blutsauger selbst, obwohl von einem rasenden Durst nach Blut gepeinigt, griff Suko nicht an.
Er hatte sich aufgerafft und taumelte der schmalen Ausgangstür entgegen, die ihn auf das Deck des Reparaturschiffes brachte, aber auch hinein in das Tageslicht, das ihn einfach schwächen musste, obgleich es nicht von den Strahlen einer hellen Sonne erfüllt war.
Suko hatte genug mit sich selbst zu tun. Der Teufel persönlich schien sich auf die Seite des Vampirs gestellt zu haben, denn die geschleuderten Kleidungsstücke hatten sich dermaßen raffiniert um die Gestalt des Chinesen gedreht, dass dieser Mühe hatte, sich daraus zu befreien. Hinzu kam der Schmerz in seinem Kopf, der sich bis in den hinteren Teil des Schädels ausbreitete.
Aber Suko war ein harter Knochen. In gewissen Situationen stellte er sein eigenes Schicksal zurück.
Er durfte den Blutsauger auf keinen Fall entkommen lassen. Die Informationen hatte er erhalten, jetzt musste das Schienen-Phantom gestellt werden, denn ein Blutsauger war wie ein Saatkorn, das im Boden lag und sich ausbreitete, damit sehr bald ein Feld zum Blühen gebracht werden konnte.
Ein Feld des Bösen…
Suko schleuderte die alten Lumpen endlich von sich. Auch er stank jetzt nach Öl und Schmiere.
Sofort drückte er sich nach links. Die Bewegung war sehr heftig, der Schmerz hinter der Stirn nahm es ihm übel. Aber Suko verließ die enge Behausung.
Der Blutsauger hatte es noch nicht geschafft, das Deck zu verlassen. Er besaß tatsächlich nicht die Kraft eines normalen Menschen, der

schon längst verschwunden gewesen wäre. Wie ein Gespenst taumelte er über das Deck und suchte an verschiedenen Stellen nach Halt.

Suko blieb ihm auf den Fersen. Mit einer flüssigen Bewegung holte er die Beretta hervor, und genau das schien der Blutsauger geahnt zu haben, denn er drehte sich um.

Er stand am Heck, die Reling war nicht groß. Er musste die dunkle Waffe einfach sehen.

Suko wollte schießen.

Da kippte Dylan einfach weg.

Im letzten Augenblick zog Suko den Zeigefinger zurück. Die Kugel wäre aller Wahrscheinlichkeit ins Leere gegangen. Dafür hörte er ein hartes Klatschen, als der Wiedergänger in das Wasser fiel, das sofort über ihm zusammenschwappte.

In wenigen Sätzen hatte Suko das Heck des Schiffes erreicht. Er schaute dorthin, wo Dylan verschwunden sein musste. Genau an diesem Ort kräuselten sich die Wellen, als wollten sie ihn, den Zuschauer, schlichtweg verhöhnen.

Von Dylan keine Spur.

Suko dachte nach. Sollte er ihm hinterher springen? Das Wasser des Kanals war nicht nur kalt, sondern auch schmutzig. Dazu hatte Suko keine Lust. Er dachte daran, dass fließendes Wasser für Vampire tödlich war, nur floss das Wasser in einem Kanal kaum.

Konnte er es deshalb schaffen?

Suko wartete ab.

Die Sekunden wurden für ihn zu einer Qual, denn der Blutsauger zeigte sich nicht.

Nur an einer Stelle bewegte sich das Wasser, an anderen nicht. Wenn Dylan schwamm, musste er sich unter Wasser weiterbewegen oder möglicherweise über einen schlammigen Grund kriechen.

Suko zerbiss einen Fluch auf den Lippen. An die Schmerzen im Kopf wagte er nicht zu denken.

Wo steckte Dylan?

Er konzentrierte sich auch auf andere Stellen des Kanals und schaute bis zum anderen Ufer hinüber.

Vielleicht dort?

Auch da bewegte sich nichts - bis er plötzlich die Wellen sah, die sich auf der ansonsten ruhigen Oberfläche abzeichneten. Und sie kräuselten dort, wo in die Wand eine der zahlreichen Leitern eingelassen worden war, die einem Menschen dabei halfen, aus dem Kanal zu klettern.

Zwei Atemzüge später erschien eine Hand. Ein Arm folgte. Er stach aus dem dunklen Wasser wie ein Stück altes Geäst. Dann bewegte sich die Hand nach vorn, schon gekrümmt, um nach einer Leitersprosse zu fassen.

Suko wartete ab. Er tat auch dann nichts, als eine zweite Hand erschien und die Sprosse umklammerte.

Noch war der Körper nicht zu sehen, aber dicht unter der Wasseroberfläche zeichnete sich sein Schatten ab. Die Haare des Blutsaugers wurden aufgeschwemmt. Sie sahen aus wie schwankendes Gras.

Dann kletterte er hoch.

Er tat Suko fast Leid, als er sah, mit welch mühsamen Bewegungen sich der Vampir aus dem Wasser quälte. Die Helligkeit machte ihm zu schaffen. Selten hatte Suko so deutlich gesehen, wie schwach ein Geschöpf der Nacht bei Tageslicht sein konnte.

Er griff immer weiter. Die waagerechten Eisensprossen waren für ihn die Rettungsanker, die ihn aufs Trockene brachten, um sich dort ein Versteck suchen zu können.

Suko ließ ihn nicht bis ans Ende der Leiter kommen. Als die rechte Hand des Blutsaugers die drittletzte Stufe umklammerte, da sprach er ihn mit lauter Stimme an.

»Dylan!«

Der Vampir erstarrte. Er hing dort tatsächlich wie ein Zerrbild seiner selbst.

Noch einmal rief Suko nach ihm.

Da erst geriet Bewegung in die tropfnasse Gestalt, aus deren Kleidung das Wasser in schmalen Bächen rann.

Das Schienen-Phantom drehte den Kopf.

Suko hatte gute Augen. Trotz der Distanz erkannte er das bleiche, nässe Gesicht, über das schmutziges Kanalwasser rann und jede Falte nachzuzeichnen schien.

Er öffnete den Mund. Für Suko sah es aus, als würde jede Bewegung durch Fäden geführt. Sagen konnte Dylan nichts. Aber er sah die Waffe in Sukos rechter Hand.

»Kugeln?«, schrie er trotzdem. »Ich lache darüber!«

»Es ist geweihtes Silber!« Suko gab dem gefährlichen Wiedergänger genau drei Schrecksekunden, dann schoss er.

Eine Kugel reichte.

Der Blutsauger zuckte zusammen, als sich das geweihte Silber in seinen schwarz glühenden Körper bohrte. Auch wenn er wie ein Mensch aussah, er war keiner, er war ein Wesen aus der Hölle, das vernichtet werden musste, bevor es Grauen und Tod über die normalen Menschen bringen konnte.

Dylan fiel nicht.

Er hielt wie im Krampf die Leitersprosse umklammert. Dann aber lief ein Zucken durch seinen Körper, als wäre dieser mit Peitschenschlägen malträtiert worden.

Die Füße verloren zuerst den Halt. Sie schlugen noch gegen das Eisen

und erzeugten helle Geräusche.

Danach öffneten sich die Fäuste. Die Finger rutschten zuerst ab, danach der gesamte Körper.

Auf dem Weg nach unten schlug er mehrmals gegen die Leitersprossen, bis die dunkle Kanalbrühe die Gestalt endgültig verschluckte und sie nie mehr als lebende Person entlassen würde.

Suko steckte die Beretta weg. Wohl war ihm nicht zu Mute, obgleich er durch die Vernichtung des Vampirs zahlreichen Menschen das Leben gerettet und eine Kettenreaktion des Grauens verhindert hatte.

Jetzt spürte er auch wieder den Schmerz hinter seiner Stirn, als wären kleine Hämmer dabei, gegen die Knochen zu schlagen. Für eine Weile schloss Suko die Augen. Er atmete durch die Nase. Erst jetzt schmeckte er die schlechte Luft, die für diese Gegend normal war. Seine Sinne konnten sich auf die Umgebung konzentrieren.

Der schmale Kanal war nur wenig befahren. Auch jetzt ließ sich kein Schiff sehen. Ein zweites Boot ankerte weiter vorn. Es war ein Containerkahn mit einem leeren Bauch. Der Inspektor schaute durch die offenen Luken hinein.

Und dann bewegte sich das Wasser noch einmal. Ungefähr in der Kanalmitte schlug es die ersten Wellen, weil von unten her etwas in die Höhe drückte.

Es war der Tote, der hochgetrieben wurde. Er schwamm auf dem Bauch, über seinen Rücken spülten die schmutzigen Wellen. Die Arme hielt er ausgebreitet, als wollte er mit seinen Händen nach irgendetwas greifen.

Suko wandte sich ab. Der Kampf hatte viel Zeit gekostet, aber Suko hatte gute Neuigkeiten erfahren, über die er unbedingt mit seinem Freund John Sinclair reden wollte.

Er verließ den Kahn. Nicht mehr so flott wie auf dem Hinweg ging er zurück. Jedes Mal wenn er auftrat, zuckten Stiche durch seinen Schädel. Er verfluchte noch jetzt den Umstand, nicht richtig Acht gegeben zu haben. Als er sich den Männern näherte, die ihn nach dem Vampir gefragt hatten, sah er das Grinsen auf deren Gesichtern.

»Geschafft?«

Suko ging auf die Frage nicht ein. »Haben Sie Telefon?«

»Nur ein internes.«

»Schon gut - danke.« Er ging weiter, verfolgt von den Blicken der Arbeiter.

Kevin Dobbs fand er in der kleinen Zentrale nicht mehr vor. Dafür aber Water. Er stand neben dem Schreibtisch in seinem Büro und telefonierte. Als Suko eintrat, schaute er hoch und deutete auf einen Stuhl.

»Bitte machen Sie schnell, Mr. Water.«

»Wie…?«

»Mit dem Telefonieren.«
Es musste wohl ein bestimmter Ausdruck in Sukos Gesicht gewesen sein, der den Mann dazu veranlasste, das Gespräch so rasch wie möglich zu beenden. Bevor er noch eine Frage stellen konnte, hielt Suko den Hörer schon in der Hand und tippte die Nummer seines Büros.
Glenda Perkins meldete sich.
»Suko hier. Wo ist John?«
»Noch nicht zurück.«
»Hm - das ist schlecht.«
»Gibt es Ärger?«
»Nein, nicht mehr, aber es hat sich etwas Neues ergeben. Ich muss mit John reden.«
»Er wollte zu dieser Bühne…«
»Hast du eine Telefonnummer?«
»Nein. Die kann ich dir aber raussuchen.«
Suko schaute auf die Uhr. »Lass es, ich fahre selbst hin.« Dann lachte er leise und sagte: »Wenn mich nicht alles täuscht, ist der Fall so gut wie gelöst.«
»Wie das?«
»Erzähle ich dir alles später.«
»Nein, ich…«
Suko hatte schon aufgelegt und schaute Water an, der vor Neugierde fast platzte. »Hören Sie, Inspektor«, sagte er und legte den Kopf schief. »Habe ich richtig verstanden? Sie haben den Fall gelöst?«
»Beinahe.«
»Wieso?«
»Tun Sie mir einen Gefallen?«
»Sicher.«
»Sorgen Sie dafür, dass eine Leiche aus dem Kanal gefischt wird. Und sagen Sie meinen Kollegen, denen ich gleich noch Bescheid geben werde, dass es sich bei dieser Leiche um das Schienen-Phantom handelt, nach dem gefahndet wird.«
Der Dienststellenleiter zeigte sich enttäuscht. »Ich dachte, Sie hätten einen Vampir gejagt.«
Der Inspektor lächelte. »Sagen Sie selbst, Mr. Water, schließt das eine das andere denn aus?«
»Das verstehe ich nicht.«
Suko hielt den Hörer schon wieder in der Hand. »Spielt auch keine Rolle, Mr. Water. Es ist ja nicht Ihr Job.«
»Ja.« Der dicke Mann nickte. »Ja, da haben Sie Recht. Und ich bin auch froh, dass es nicht mein Job ist.«
Suko hörte nicht hin, denn er war dabei, eine Meldung abzusetzen. Danach wollte er sich intensiver um eine gewisse Amelia Astor

kümmern…

***

Engel und Teufel?

Vielleicht auch beides?

Ich wusste es nicht. Ich war mir über diese Person nicht im Klaren. Je länger und intensiver ich über sie nachdachte, umso mehr Zweifel stiegen in mir hoch.

Es gibt Tage, da hat man Hunger, und es gibt solche, wo man kaum etwas essen kann.

Ich verspürte an diesem Tag einen enormen Hunger.

Da ich einen Parkplatz fand, konnte ich mich in eine der zahlreichen kleinen Fressgassen drücken, die es in Soho noch immer gibt. Auf einen Hamburger hatte ich wenig Appetit, auf Fish & Chips ebenfalls nicht, aber beim Fisch wollte ich schon bleiben. Es gab da einen Laden, wo nur Fisch verkauft wurde.

Gebraten oder gekocht wollte ich ihn nicht. Deshalb entschied ich mich für einen leckeren und nicht umweltverseuchten Bismarckring, der zusammen mit einigen Zwiebelringen zwischen den Hälften eines Baguettes klemmte.

Dieses Fischbrötchen schmeckte mir derartig gut, dass ich mir noch ein Zweites gönnte.

Danach fühlte ich mich besser.

Ich tigerte zu meinem Rover zurück, rief bei unserer Fahndung an, weil ich etwas über Amelia Astor erfahren wollte. »Schaut mal nach, ob ihr sie im Computer habt.«

»Wollen Sie warten?«

»Ja.«

Ich hatte Pech. Über eine Amelia Astor lag nichts vor. Allerdings glaubte ich nicht daran, dass dies der richtige Name war. Der hörte sich sehr stark nach einem Pseudonym an.

»Können wir sonst noch etwas für Sie tun?«, erkundigte sich der Kollege scheinheilig.

»Ja, mein Lieber.« Ich musste grinsen, weil ich mir sein enttäuschtes Gesicht vorstellte. Er verfluchte sich bestimmt selbst, dass er überhaupt gefragt hatte.

»Was denn?«

»Die Adresse dieser Dame.«

»Wir werden es versuchen.« Tatsächlich lebte sie als Amelia Astor in der Nähe des Theaters, also mitten in Soho.

»Noch etwas, Mr. Sinclair?«

»Nein. Und vielen Dank.«

»Für Sie machen wir doch fast alles.«

In den nächsten Minuten schaukelte ich durch Soho. Ein Stadtteil,

der längst nicht mehr das war, was er einmal gewesen war. Er lebte nur noch von seinem gruseligen Ruf.

Soho war restauriert worden. Es waren zahlreiche neue Lokale und Geschäftshäuser entstanden.

Firmen hatten hier ihren Sitz. Auch die Glitzerfassade der Schickimickis gab es inzwischen.

Allerdings nicht dort, wo Amelia lebte, die Häuser noch alt und die Mieten bezahlbar wären. Dafür verengten sich die Straßen immer weiter. Manchmal hatte ich Mühe, an den rechts und links abgestellten Wagen vorbeizukommen.

Ich stellte meinen Rover schließlich schräg auf den Gehsteig, wobei das Heck noch auf die Straße hinausragte.

Bis zu dem Mietshaus waren es nur wenige Schritte. Zur Tür führten Stufen hoch. Die Fenster sahen grau aus.

Nicht vor allen hingen Gardinen. Möglicherweise standen auch Wohnungen leer, dann stiegen die Mieten in astronomische Höhen, und wieder war ein Stück altes London verschwunden. Irgendwann musste das einmal ein Ende haben. Möglicherweise war es jetzt schon zu spät.

Ich betrat den düsteren Flur, dessen Wände mit Protestparolen besprayt worden waren.

Menschen begegneten mir nicht. Wo Amelia wohnte, hatte ich noch nicht herausgefunden.

Ich vertraute mich der altersschwachen Treppe an und schritt die Stufen hoch.

Unter meinen Schuhen knirschte der Dreck. Zwischen den Etagen befanden sich die Toiletten. Ihre Türen waren grün gestrichen. Ich hörte eine Spülung, wartete noch, bis sich die Tür öffnete und ein Mann die Toilette verließ, der seine Hose zurechtrückte, bevor er die blauen Hosenträger umschlang. Er war in meinem Alter, hatte blauschwarzes Haar, das straff nach hinten gekämmt war.

Sein Blick war stechend. Der ganze Kerl roch nach einem billigen Parfüm.

»Und?«, fragte er, als er mich anschaute.

»Ich möchte zu Amelia Astor.«

»Wer bis du?«

»Ihr Mitarbeiter und Agent.« Mir war es egal, ob er mit dieser Antwort etwas anfangen konnte oder nicht. Für mich war wichtig, die Wohnung zu finden.

»Geh zwei Stockwerke höher. Unter dem Dach. Die linke der beiden Wohnungen.« Er hielt die Hand auf.

Ich ließ einige Münzen hineinklimpern. Als Dank spie der Typ neben mir zu Boden. Vielleicht war er größere Summen gewöhnt.

Ich ging die Stufen weiter. Sie waren seit Jahren wohl nicht mehr

geputzt worden. In den Ecken hatte der Staub schon regelrechte Haufen gebildet. Diesen Schmutz konnte man riechen.

Unter dem Dach wurde die Treppe noch enger. Zudem bestand sie da nur aus Holz.

Die linke Wohnungstür war mit einem Schild beklebt worden. Auf ihm standen zwei Buchstaben, geschrieben mit schwarzer Tusche. A. A.! Das konnte nur Amelia Astor heißen.

Ich klopfte.

Natürlich rührte sich nichts. Dann machte ich den Versuch, die Klinke zu drücken.

Leider war die Tür verschlossen.

Aber man hatte mich beobachtet. Aus der Nachbarwohnung trat eine Blondine im roten Ledermini.

»Vorhin war Amelia noch da.«

»Wie schön. Wann denn genau?«

»Kann ich nicht sagen, aber sie war nicht allein.«

»Wer war denn bei ihr?«

Ihre Augen kullerten. »Kein Mann, wenn Sie das gemeint haben. Eine Frau war es.«

»Kannten Sie die Dame?«

»Die Fremde?« Die Blonde schüttelte den Kopf. »Nein, nie gesehen, Mister. Die war aber älter.«

»Viel?«

»Es geht.« Sie kam näher. Das Haar hatte sie nicht nur gefärbt, sondern mit einem Spray besprüht.

Modisch waren die Sechziger ja »in«. Dieses Jahrzehnt imitierte sie modemäßig, denn auch der weiße Pulli saß sehr eng. Die beiden Hügel sprengten den Stoff beinahe. Einen BH trug sie nicht.

Ich hob die Schultern. »Schade, dass die Tür verschlossen ist. Da kann ich wohl nichts machen.«

»Aber ich!«, erklärte die Frau im Brustton der Überzeugung und reckte sich noch weiter vor.

»Ach ja?«

»Ich habe einen Schlüssel.«

Mein Lächeln sah honigsüß aus.

»Würden Sie denn so freundlich sein, ihn zu holen, Madam?«

Sie zierte sich ein wenig, erklärte aber dann, dass sie meiner Bitte folgen würde. »Aber nur, weil Sie es sind.«

»Das weiß ich zu schätzen.«

Sie kehrte schnell wieder zurück. »Ich habe ihn bekommen, weil Amelia und ich uns gut verstehen.«

Ich nahm den Schlüssel. »Arbeiten Sie auch als Tänzerin?«

Ihr Gesicht verschloss sich. »Das habe ich versucht. Leider nahmen sie mich nicht. Weiß auch nicht, woran das gelegen hat.«

Ich hätte es ihr erklären können, hielt aber lieber den Mund, drehte den Schlüssel im Schloss um und sagte stattdessen: »Manchmal sind die Männer eben blind.«

»Da sagen Sie was. Aber Sie doch nicht.«

Ich warf einen Blick auf ihre Hügellandschaft. »Bestimmt nicht, Madam.«

»Danke. Ich heiß übrigens Janina.«

»Nett, passt zu Ihnen, der Name.« Ich drückte die Tür auf und betrat einen sehr schmalen Flur.

Janina wollte mir folgen. Dagegen hatte ich etwas und drückte die Tür rasch wieder zu. Die Blonde protestierte auch nicht. Wahrscheinlich war sie es gewohnt, dass sie nicht eingelassen wurde.

In der Wohnung stand die Luft. Sie roch alt und muffig. Amelia Astor musste ein Faible für bunte Farben haben, sogar die Gangwände hatten sie unterschiedlich gestrichen.

Links blau, rechts ein helles Gelb. Und in das Mauerwerk waren weiße Garderobenhaken eingedübelt worden.

Ein Bad gab es in der Wohnung nicht. Sie bestand aus einem winzigen Raum, in dem das Bett soeben Platz hatte, wo es aber kein Fenster gab, und aus einem größeren, das Amelia unterteilt hatte, denn sie brauchte Platz für die transportable Dusche, die ich an der linken Seite entdeckte.

Der Vorhang war zugezogen. Er bestand aus einem hellen Material, deshalb konnte ich auch den länglichen Schatten dahinter erkennen.

Auf einmal zogen sich meine Magenwände zusammen. Das war ein Gefühl, das sich nicht beschreiben ließ. Die Stille erschien mir doppelt so stark, nahezu gespenstisch.

Ich hörte sogar das Summen einer fetten, schillernden Schmeißfliege, die am Fenster hin und her flog.

Mit der rechten Hand fasste ich nach eine Vorhangfalte. Sie fühlte sich glatt wie Seife an.

Mit einem Ruck zog ich den Vorhang zur Seite. Das Geräusch hörte sich an, als würde Haut aufgetrennt.

Mir bot sich ein Bild des Schreckens. Sekundenlang vergaß ich zu atmen.

Im Duschbecken stand eine Tote!

Der Schlauch war um ihren Hals geschlungen und hielt sie in dieser Lage.

Die Frau kannte ich, es war Helen Wayne. Und auf ihrer Stirn war mit einem dicken Filzstift ein Wort geschrieben.

Verräterin!

***

In dieser endlosen Totenstille kam mir das Summen der verdammten

Fliege noch lauter vor. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Diese Amelia Astor musste sich verdammt sicher gefühlt haben, dass sie sich zu einer derartigen Tat hatte hinreißen lassen.

Doch wie war es ihr gelungen, Helen Wayne in die eigene Wohnung zu locken? Kannten sich die beiden Frauen doch besser, als Helen und auch Amelia zugegeben hatten?

Ich hatte damit gerechnet, einen Teil des Rätsels lösen zu können. Nichts war daraus geworden. Im Gegenteil, es wurde immer komplizierter. Und ich fühlte mich wie jemand, der dabei leicht und locker zum Narren gehalten wurde.

So etwas gefiel mir überhaupt nicht.

Lange konnte Helen noch nicht tot sein. Ich machte mir Vorwürfe, meinem Hungergefühl nachgekommen zu sein. Hätte ich nicht die beiden Baguettes zu mir genommen, wäre ich vielleicht noch rechtzeitig genug hier erschienen.

Es kam noch etwas hinzu. Amelia Astor musste ihr Training gar nicht erst aufgenommen haben. Sie war offenbar sofort vom Tanzsaal aus zu ihrer Wohnung gefahren, wo Helen dann den Tod gefunden hatte.

Jemand klopfte gegen die Tür.

Ich verdrehte die Augen. Das konnte nur die Blonde sein. Sie durfte die Tote nicht sehen.

Ich entdeckte auf dem Weg zur Tür noch ein Telefon. Damit wollte ich die Kollegen alarmieren.

Die Blonde stand fast auf der Schwelle und drückte mir ihren Busen entgegen. Mein Gesichtsausdruck musste sie wohl irritiert haben, denn sie fragte: »Ist was?«

»Ja, das ist.« Ich zeigte ihr meinen Ausweis.

Sie bekam Kugelaugen. »Ach du Scheiße, ein Bulle!« Als wäre ich giftig, so heftig wich sie zurück und verschwand in ihrer Wohnung, was mir sehr lieb war.

Ich drückte die Tür wieder zu und machte kehrt. Die Tote interessierte mich vorläufig nicht. Die Kollegen sollten erscheinen und feststellen, woran sie gestorben war. Irgendwelche Stich- oder Schusswunden hatte ich an ihr nicht feststellen können.

Das Telefon stand auf einem Glastisch mit weiß gestrichenen Metallbeinen.

Ich hielt den Hörer schon in der Hand, als ich hinter mir, ungefähr dort, wo sich die Dusche mit dem geöffneten Vorhang befand, ein hartes Schaben hörte.

Das Geräusch hatte keine natürliche Ursache. Meine Nackenhaare stellten sich hoch.

Wiederholte es sich?

Ja, aber anders.

Etwas fiel zu Boden. Als dieser Gegenstand aufschlug, vernahm ich

einen dröhnenden Klang.

Er war auf den Boden der Duschwanne gefallen. Bei mir verstärkte sich das Kribbeln. Ich legte den Hörer so behutsam hin, als bestünde er aus Glas.

Dann drehte ich mich um.

Die Tote war nicht tot, sie lebte. Sie hatte die Brauseschnur fallen gelassen, dafür den Mund geöffnet und grinste mich wölfisch an.

Nur nicht mit Wolfs-, sondern mit Vampirzähnen!

***

Auch das noch!

Mir blieb auch nichts erspart. Und mich durchzuckte gleichzeitig der Gedanke, dass Amelia Astor, die Frau, der ich gegenübergestanden hatte, ein Vampir sein musste.

Aber ich hatte nichts an ihr bemerkt. Ich hatte mit ihr völlig normal gesprochen, dabei auch ihre Zähne gesehen und keine Veränderungen festgestellt.

Doch sie musste einfach zu den Schwarzblütern gehören.

Und nun kam ihr Opfer.

Noch stand es in der Dusche. Sekunden später war Helen Wayne so weit vorgegangen, dass sie mit dem Schuh gegen den Rand der Duschwanne stieß. Fast wäre sie noch gestolpert und gefallen, als sie nach vorn kippte, dann hatte sie sich gefangen und war mit einem etwas größeren Schritt nach vorn getreten.

Als sie das andere Bein ebenfalls anhob und nachzog, hatte sie den Ort endgültig verlassen.

Sie kam auf mich zu. Klar, sie roch mein Blut, sie wollte es schlürfen und trinken. Ihre Top-Frisur war nicht mehr in Ordnung. Das Haar zeigte ein wirres Durcheinander und gab ihrer gesamten Gestalt etwas Skurriles und Clownartiges.

Aber sie war gefährlich.

Jeden Schritt begleitete sie mit einem Geräusch, das sich anhörte wie ein tiefes Schnaufen, als hätte sie große Mühe, sich überhaupt vom Fleck zu bewegen.

Der Blusenstoff unter der Kostümjacke war eingerissen, sodass ich einen Teil ihres Halses erkennen konnte.

Und dort sah ich auch die beiden dunklen Flecken, die bläulichrot schillerten.

Druckstellen, wo sie der Vampir gebissen hatte: Ich musste sie endgültig töten, um ihr den Frieden wiederzugeben. Conrad Christborn hatte Amelia Astor normal umgebracht, nicht Helen Wayne. Ihr Blut hatte sie getrunken.

Ich ließ die Beretta und den geweihten Silberdolch stecken und holte mit ruhigen Bewegungen mein Kreuz hervor. Ich wusste darüber

Bescheid, wie groß die Angst der Blutsauger vor diesem Zeichen der Erlösung war. Das hatte sich in den Jahrhunderten nicht geändert.

Noch zeigte ich es nicht und ließ die untote Gestalt auf mich zukommen.

Das tat sie auch, denn in ihre glänzenden Augen trat ein Ausdruck der Gier.

Ein wenig Leid tat es mir schon, als ich vorsprang. Ihre Handflächen lagen dicht beisammen, und in diese Lücke schob ich mein Kreuz. Sie schrie gellend. Ihre Arme schnellten in verschiedene Richtungen, das Kreuz fiel zu Boden. Dort, wo es die beiden Handflächen erwischt hatte, wölkte stinkender Rauch auf, der nach angesengter Haut roch, sodass ich mich ekelte.

Das Kreuz hatte es geschafft. Zwar versuchte sie noch, sich auf den Beinen zu halten, sie taumelte zur Seite, aber neben dem schmalen Sessel aus hellblau befärbtem Weidegeflecht fiel sie nieder und blieb auf dem Boden liegen.

Ich ging hin und rollte sie auf den Rücken. Beinahe friedlich schauten mich die Augen der Helen Wayne an. Mein Kreuz hatte es geschafft und den bösen Fluch von ihr genommen.

Ich richtete mich auf und drehte mich um. Diesmal störte mich niemand, als ich die Kollegen anrief.

Auf den Abend und auf das Musical war ich mehr als gespannt…

***

Ich hatte mit Suko gesprochen. Wir, hatten Informationen ausgetauscht, denn gemeinsam waren wir stärker und legten unseren Plan fest. Es musste uns gelingen, Amelia Astor in die Zange zu nehmen.

Das klappte nur, wenn wir uns trennten.

An der Kasse waren wir noch zusammen und erlebten eine gewisse Überraschung. Für mich war eine Karte reserviert worden, denn ich hatte zwangsläufig danach fragen müssen, weil die Vorstellung ausverkauft war.

Für Suko sah es böse aus.

Ich grinste ihn an. »Dein Pech, Alter.«

Er grinste zurück. »Oder auch nicht. Hinein komme ich immer, John. Vielleicht ist es sogar besser, wenn ich der Mann fürs Grobe oder die Rückendeckung bin.«

»Einverstanden.«

Suko verschwand. Es war nicht gut, wenn man uns beobachtete. Ich wusste nicht, ob Amelia Astor einen Spitzel auf mich angesetzt hatte.

Das Theater gehörte einfach nach Soho. Es war ein großer Bau, allerdings schon älter, denn während des Zweiten Weltkrieges hatte man auf dieser Bühne bereits gespielt.

Es war irgendwann renoviert und auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden. Vor allen Dingen zählte die große Bühne, auf der sich die Künstler regelrecht austoben konnten. Da hatte man nicht mit Platz gespart, für Künstler ein Genuss, und auch der Zuschauerraum vermittelte noch Theater-Flair.

Ich hatte einen guten Platz. Nicht zu weit vorn, in der sechsten Reihe.

Um mich herum schwirrten die Stimmen. Wer hier ins Theater ging, der zog keinen Smoking an und verzichtete auch auf ein Abendkleid. Hier waren die Zuschauer bunt zusammengewürfelt. Manche von ihnen hatten sich auch entsprechend des Musical-Titels angezogen. Sehr freizügig, mit viel Glitzer und Glitter, durchsichtigem Stoff, viel nackter Haut, tollen Frisuren.

Alles eben sehr schrill.

Neben mir saßen zwei Knaben, die vom anderen Ufer waren. Sie hatten beide die Haare grün gefärbt, redeten flüsternd über das Stück. Da ich einige Sätze mitbekam, erfuhr ich den Inhalt.

Es ging um eine einzige wilde Fete, die in einem großen Haus gefeiert wurde, eine Orgie.

Da kam keine Liebe zu kurz, jeder durfte mal. Auch die Gleichgeschlechtlichten spielten große Rollen und wurden in diesem Stück nicht diffamiert.

Mir war es egal.

Ich wollte so viel wie möglich sehen, aber von den Akteuren entdeckte ich nichts. Erst recht nicht ließ sich Amelia Astor blicken. Dafür drängte sich ein Blumenmädchen durch die Reihen. Die Kleine trug eine Gretchenfrisur, war sehr blass geschminkt, lächelte breit und blieb vor mir stehen. Ihr Busen war schon gewaltig. Man hatte Mühe, daran vorbeizuschauen.

»Sie wollen etwas von mir?«

»Ja, wenn Sie John Sinclair sind.«

»In der Tat.«

»Amelia erwartet Sie in der Pause.«

»Wo?«

»In der Garderobe. Gehen Sie am besten durch die Seitentür da vorn. Dann ist alles okay. Sie werden den Weg finden. Außerdem ist Amelia einer der Stars.«

»Danke.«

Sie lächelte mir breit zu und zog sich zurück. Die Einladung konnte ich nicht ignorieren. Ich fragte mich allerdings, was sie von mir wollte. Versuchen, mich zu beißen?

Nein, das glaubte ich nicht. So schlau war sie immer, um sich einzugestehen, dass sie damit nicht weiterkam. Sicherlich wusste sie über mich Bescheid und auch darüber, dass sie mich so einfach, nicht

würde aus dem Weg schaffen können.
Was steckte dahinter?
Suko würde Pech haben, wenn er versuchte, mich im Foyer des Theaters zu treffen. Ich hätte ihm gern eine Nachricht hinterlassen, wusste der Henker, wo er sich herumtrieb.
Ein Orchester war nicht verpflichtet worden. Zwischen Zuschauerraum und Bühne befand sich ein leerer Graben. Dafür standen an strategisch günstigen Stellen große Lautsprecher. Die Musik lief also über Band ab.
Noch drei Minuten bis zum Beginn. Allmählich trafen auch die letzten Zuschauer ein, drängelten sich durch die Reihen.
Es war ein herrlich buntes und gemischtes Publikum. Da kam einfach alles zusammen. Jung und alt, normal gekleidete, so wie ich, oder richtige Flippies.
Aber nicht unsympathisch.
Auch ich hatte meinen Platz eingenommen.
Die beiden Freunde rechts neben mir hatten das Musical schon öfter gesehen. Sie sprachen über gewisse Szenen und vor allen Dingen über die Künstlerinnen, die sie spielten.
Von einigen waren sie hellauf begeistert, andere lehnten sie rundweg ab.
Links von mir hockte eine ältere Frau, die sehr konzentriert aussah und sogar einen Schreibblock auf ihre Knie gelegt hatte. Vielleicht war sie eine Kritikerin.
Das Licht erlosch in Intervallen, die ineinander übergingen. Dann begann die Musik.
Aus den Lautsprechern klangen Töne und Klänge, die man als weich, psychedelisch und auch erotisch bezeichnen konnte. Lichtorgeln warfen ihre weichen Strahlen durch den Zuschauerraum, lenkten die Menschen ab, sodass kaum jemand mitbekam, wie sich der Vorhang öffnete.
Der Hintergrund blieb auch weiterhin dunkel. Das Geschehen spielte sich am Rand ab und konzentrierte sich auf zwei Akteure, einen Mann und eine Frau.
Den Mann kannte ich nicht, die Frau war Amelia Astor.
Was sie trug, war nicht erotisch. Einen langen roten Mantel, glockenförmig geschnitten, der bei jedem Schritt aufklaffte und von einer Seite zur anderen schwang.
Die, beiden hatte sich viel zu sagen. Flüsternde Stimmen untermalten die Musik, mal ein girrendes Lachen dazwischen, ein Stöhnen, das Geräusch eines Kusses, wenn sich ihre Lippen berührten.
Jedenfalls spielten sie dies, und auch weiterhin brauchten sie kein Wort zu sagen.
In der Bühnenmitte blieben sie stehen. Amelia Astor drehte sich aus

dem Griff des Mannes und deutete nach hinten, wo sich der Aufbau sehr schwach abzeichnete.

»Willst du, Randy?«

»Warum nicht?«

»Dann komm!«, schrie sie, sprang zur Seite, breitete ihre Arme aus, ließ einen Schrei erklingen, der wie ein Startschuss klang, denn plötzlich war auf der Bühne der Teufel los.

Lichter explodierten in einer wilden Rasanz. Sie schufen farbige Tunnels, sie waren einfach da, sie erfassten alles, sie strichen über die Fassaden hinweg, sie drehten sich, sie schwenkten, sie huschten über die Akteure und ließen deren Kostüme so aussehen, als wären sie auf die Körper gemalt worden.

Eine schmissige Musik, ein harter Rhythmus dazwischen, Bewegung in einem Haus, denn nichts anderes war der Hintergrund dieses Bühnenbildes. Ein Haus für eine Party.

Und die Party fand statt.

Wild Love hieß der Titel. Und wild geliebt wurde schon. Da fielen sehr bald die ersten Hüllen, wechselten sich die Szenen ab. Mal erlebten die Zuschauer einen erotischen, einen aufreizenden Tanz, dann wiederum eine wilde Ekstase.

Man hatte alles hineingepackt, und die Tänzer gaben wirklich ihr Bestes.

Amelia war der Star. Ich konzentrierte mich nur auf sie. Längst hatte sie den roten Mantel ausgezogen. Darunter war sie zwar nicht nackt, aber viel fehlte nicht, denn gewisse Stellen des Körpers waren nur mit Strass besetzt, sonst nichts.

Selbst auf Leggings hatte sie verzichtet. Ich musste eingestehen, dass sie bis auf ein bleistiftdünnes Tanga-Höschen nichts am Leibe trug.

Sie bewegte sich wild, sie war einmalig, sie erhielt des Öfteren Beifall auf offener Szene. Nicht dass ich mir etwas einbildete, manchmal hatte ich das Gefühl, als wollte sie gerade mir beweisen, wie gut sie letztendlich war.

Die Frau glich manchmal einem Tornado, wenn sie über die Bühne wirbelte. Sie war einmalig, sie riss die anderen mit. Die Handlung des Stückes konnte man vergessen. Ich wusste nicht einmal, dass es sie überhaupt gab. Wichtig waren die Musik und die Tanzsequenzen, ansonsten existierte das übliche Spiel zwischen Liebe, Eifersucht und all den auftretenden Randerscheinungen.

Die Zuschauer waren begeistert. Sie gingen richtig mit, sie klatschten, sie bewegten sich auf ihren Sitzen, sie vollzogen den Rhythmus nach, pfiffen oder trampelten.

Was sich natürlich noch steigerte, als der Vorhang zur Pause fiel. Da erfüllten die Ovationen wie ein Orkan das Theater, da rauschte es gegen die Decke, da warfen die Wände die Echos zurück, und die

standing ovations waren nicht gespielt oder einstudiert, sondern echt. Es hatte den Zuschauern gefallen.

Auch mir, das musste ich zugeben. Es konnte auch an dem immerwährenden Wechsel gelegen haben zwischen einer spritzigen Schau, Akrobatik und Erotik.

Ich stand ebenfalls auf. Um in die Garderobe zu gelangen, musste ich mich nach rechts wenden, denn dort befand sich die Tür. Noch konnte ich mich schlecht durch die Reihen wühlen, weil die stehenden Zuschauer sie versperrten und immer wieder klatschten.

Ich versuchte es trotzdem. Man nahm kaum Notiz von mir. Als ich das Ende der Sitzreihe erreicht hatte, verstummte auch der Beifall. Das Licht fiel vor dem Vorhang zusammen, die Bühne versank in der Finsternis.

Die Masse der Zuschauer drängten in das Foyer, wo kleine Happen und Getränke angeboten wurden. Ich aber nahm den Weg, den mir das Blumenmädchen gewiesen hatte, öffnete die schmale Seitentür und gelangte in eine Art Schalltunnel, denn die Stimmen der Akteure hallten mir entgegen.

Sie alle standen noch unter dem Druck ihrer Arbeit, sie waren aufgeregt, aufgeputscht, sie lachten, und schon nach wenigen Schritten befand ich mich inmitten des Wirrwarrs aus Akteuren und Helfern, die hinter der Bühne aktiv waren.

Ich blickte nicht durch. Keiner hatte Zeit für mich. Man rempelte mich an, man stieß mich zur Seite, man huschte an mir vorbei, eingehüllt in den Geruch der Schminke und von Parfümwolken begleitet.

Schließlich drückte ich mich gegen die raue Ziegelsteinwand und wartete ab, bis der große Trubel vorbei war.

Ein Feuerwehrmann hockte auf einem Klappstuhl und schaute teilnahmslos ins Leere.

Ich ging zu ihm und erkundigte mich nach Amelia Astors Garderobe.

»Was wollen Sie denn da?«

»Ich bin von ihr persönlich eingeladen worden.«

»Ach ja?«

»Bitte, wo kann ich sie finden?«

Er drehte sich nach rechts. »Gehen Sie da weiter. Direkt die zweite Tür auf der rechten Seite. Können Sie gar nicht verfehlen.«

»Danke.«

Nein, ich konnte die Tür nicht verfehlen, denn auf ihr standen die gleichen Buchstaben wie in dem alten Haus in Soho. Zweimal der Großbuchstabe A.

Es war ruhiger geworden. Wer jetzt noch sprach, tat es in den Garderoben. Amelia hatte eine eigene Garderobe, wie es sich eben für einen Star der Show gehörte.

Ich klopfte.

»Ja, kommen Sie herein.«

Die Tür ließ sich leicht öffnen. Ich betrat einen sehr kleinen Raum, der mich irgendwie faszinierte, denn die Beleuchtung und der Geruch gaben ihm eine Ausstrahlung, wie man sie eigentlich nur in einem Theater fand.

Da spürte ich sofort etwas von der Spannung des Live-Auftrittes, hier prickelte es, und wahrscheinlich lag das auch an Amelia Astor, die vor einem Spiegel saß, der von zwei Seiten angeleuchtet wurde.

Sie wandte mir den Rücken zu, konnte mich aber im Spiegel sehen und nickte mir zu.

Ich war ein wenig irritiert, weil ich Amelia im Spiegel sah. Vampire warfen kein Spiegelbild. Automatisch fragte ich mich, ob Amelia tatsächlich ein Vampir war oder…

»Haben Sie etwas, Mr. Sinclair?« Ihre Stimme klang ein wenig spöttisch. Meine leichte Irritation schien sie zu amüsieren.

Ich schloss die Tür. »Nicht direkt. Ich stehe noch immer unter dem Eindruck des Stückes.«

Sie probierte eine knallrote Langhaarperücke aus. »Hat es Ihnen denn gefallen?«

»Das schon.«

»Freut mich für Sie.«

Die Perücke ließ ihre anderen Haare verschwinden. Sie kämmte die rote Flut jetzt durch. »Die brauche ich für meinen nächsten Auftritt. Aber nehmen Sie doch Platz.«

»Danke - wo denn?«

»Hinter Ihnen steht ein Hocker.«

Den sah ich tatsächlich. Er war klein und mit einer roten Plüschfläche bedeckt.

»Pardon, wenn ich weitermache, aber ich brauche für den zweiten, wilden Teil eine neue Maske.«

»Noch wilder?«

Sie lachte, öffnete dabei ihren Mund und zeigte ihre hübschen, normalen Zähne. »Was denken Sie denn?«

»Ich fand es schon…«

»Ach, Mr. Sinclair, hören Sie auf. Das war erst der Beginn.«

»Wie läuft es weiter?«

»Ohne Moral.«

»Das ist nicht gut.«

Sie pinselte im Gesicht die Lippen nach. »Wieso? Sind Sie Moralist, oder…«

»Nein, bin ich nicht. Allerdings finde ich, dass es irgendwo Grenzen geben muss.«

»Wobei?«

»Auf allen Gebieten.«
»Meinen Sie?« Amelia hob die nackten Schultern.
»Man kann nicht ungezügelt leben. In einer Gemeinschaft muss der eine auf den anderen Rücksicht nehmen.«
Die Frau lächelte. Sie begann damit, den letzten Strass von ihrer Haut zu pflücken. Dabei stellte sie sich hin und bot mir einen besonderen Striptease.
»Das gefällt Ihnen, nicht?«
»Ich schaue nicht weg.«
»Das habe ich mir gedacht.« Sie strich über ihre festen Brüste, bevor sie lächelte. »Wissen Sie eigentlich, dass ich mich an Sie gewöhnen könnte, Mr. Sinclair?«
»Tatsächlich?«
»Ja, irgendwie sind Sie aus dem Leben und nicht wie die anderen, mit denen ich zu tun habe. Man kann nicht nur mit Künstlern sein Leben verbringen, man muss auch mal in das normale Leben hineingreifen.«
»Tun Sie das öfter, Amelia?«
»Ab und zu.«
»Wenn Sie eine Uhr kaufen, nicht?« Sie bewegte sich an mir vorbei und berührte wie zufällig mein Knie. Ein Teil der Garderobe lag ziemlich im Dunkeln, da sich das Licht allein auf den Spiegel konzentrierte. Dort raschelte etwas, als die Frau mehrere Schleier über ihren Körper streifte.
»Das ist für den Schleiertanz, den ich gleich aufführen werde.« Auf die Uhr ging sie nicht ein.
Ich blieb hart. »Die Uhr scheint Unglück zu bringen.«
»Sagen Sie nur.«
»Ja.«
»Inwiefern?«
Ich hätte sie jetzt gern aus der Nähe gesehen, aber sie blieb in ihrem Dämmer. »Sie kennen doch Helen Wayne. Leider lebt sie nicht mehr. Sie ist tot.«
Schweigen.
Ich sprach weiter. »Und wissen Sie, wo ich diese Frau gefunden habe?«
»Nein!«
»In Ihrer Wohnung, Amelia. Sie stand tot in der Dusche. Können Sie sich das vorstellen?«
Jetzt verließ sie ihren Platz, trat wie der in das Licht und drehte mir ihr Gesicht zu. »Machen Sie Scherze?«
»Bestimmt nicht.«
Ihr Gesicht war an einigen Stellen grau geschminkt. Die Pinselstriche liefen wie Fäden über die Haut. »Und jetzt denken Sie, dass ich die

Mörderin gewesen bin?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber wer hätte sie in meiner Wohnung töten sollen?«

»Das ist das Problem.« Ich gestattete mir ein kaltes Lächeln. »Sie war nicht richtig tot.«

Amelia räusperte sich. »Hören Sie, Mr. Sinclair, wollen Sie mich jetzt auf den Arm nehmen?«

»Bestimmt nicht. Was ich sage, entspricht den Tatsachen. Sie ist zu einem Vampir geworden.«

Eingepackt in die Schleier ging sie an mir vorbei und nahm wieder vor dem Spiegel Platz. »Zu einem Vampir«, wiederholte sie. »Sorry, aber das kann ich nicht glauben.«

»Es stimmt aber.«

»Und weiter?«

»Ich musste sie erlösen.«

»Töten, meinen Sie?«

»Auch das.«

Sie atmete tief durch die Nase, hob die Schultern und nickte. »Das ist wirklich ein Schlag. Ich weiß nicht, was sie bei mir wollte.«

»Sie sind doch zusammen gekommen.«

»Das wissen Sie?«

»Sicher.«

»Dann muss ich kapitulieren.«

»Höre ich jetzt ein Geständnis von Ihnen?«

Amelia Astor lachte mich an, und ihre Augen funkelten dabei. Ich wurde den Eindruck nicht los, dass sie noch immer eine Rolle spielte, nur eben anders als auf der Bühne. Sie war jetzt die Spinne, ich die Fliege, die im Netz hockte. »Welches Geständnis soll ich Ihnen geben, Sinclair? Dass ich die Frau getötet habe?«

»Sie ist zu einer Untoten geworden.«

»Was heißt das?«

»Sie wurde gebissen.«

»Und weiter?«

»Man saugte ihr das Blut aus!« Amelia Astor lachte und schlug die Hände gegen ihr Gesicht. »Bitte, Mr. Sinclair, kommen Sie mir nicht mit diesen Märchen. Wer glaubt schon an Vampire?«

»Ich habe sie erlebt.«

»Wobei denn?«

»In Ihrer Wohnung, Amelia. Aber das streiten Sie ja leider ab. Schade, denn…«

Es klingelte. Wir schauten beide hoch, wo über der Tür die Glocke ertönte.

»Das ist das erste Zeichen«, sagte die Frau. »Nach dem dritten Klingeln muss ich weg.«

»Dann sagen Sie mir noch, was mit der Uhr ist.«

Sie nickte. »Das hatte ich mir gedacht. Klar, die Uhr. Sie sind ja ihretwegen gekommen und nicht wegen mir.« Sie stemmte die Arme in die Hüften und schaute mich an. »Eine Frage, Mr. Sinclair. Wollen Sie sich das Stück bis zum Ende anschauen?«

»Welche Alternative bliebe mir denn?«

»Sie könnten hier auf mich warten. Der zweite Teil ist nicht so lang wie der erste. Ist aber intensiver.« Sie hatte die Erotik umschrieben und lächelte dabei.

»Was sollte ich hier?«

Sie streckte mir ihren linken Arm entgegen und deutete auf ihr Handgelenk. »Ich brauche die Uhr während meines Auftritts nicht. Sie könnten sich das kleine Kunstwerk anschauen oder es sich umbinden. Wäre doch nicht übel, wo Sie so sehr hinter der Uhr her gewesen sind. Das ist mein Vorschlag, mehr kann ich Ihnen nicht anbieten.«

Da hatte sie mich überrascht, denn damit hätte ich nie gerechnet. Ich hatte lange nach der Uhr gesucht, und plötzlich wurde sie mir angeboten. Einfach so.

»Überlegen Sie noch?«

»Ich denke über die Hintergründe nach.«

»Es gibt keine«, erwiderte sie mit entwaffnender Ehrlichkeit. »Es gibt keine Falschheit. Sagen Sie ja.«

»Gut, ich schlage ein.«

»Wunderbar, John.« Sie nannte mich beim Vornamen und verschwand im Hintergrund der Garderobe. Wo die Uhr gelegen hatte, wusste ich nicht. Amelia kehrte zurück und hielt sie in der Hand.

»Da, sie gehört Ihnen für die Dauer von fast sechzig Minuten. Amüsieren Sie sich mit ihr. Ich wünsche Ihnen viel Spaß.«

Bevor ich noch etwas sagen und mich bedanken konnte, hatte sie die Uhr in meine linke Handfläche gelegt, war zur Tür gegangen und in dem Augenblick verschwunden, als es zum zweiten Mal schellte.

Ich blieb allein zurück und war so überrascht, dass mir zunächst nichts einfiel.

***

Die Armbanduhr war ein Nichts, und sie war gleichzeitig etwas Wunderbares.

Es kam eben darauf an, aus welch einem Blickwinkel man sie betrachtete.

Für Sammler bedeutete sie sicherlich viel, ich aber konnte mit ihr nicht viel anfangen, da die Zeiger ebenso fehlten wie die Ziffern.

Die Fläche innerhalb des Goldrandes war einfach nur schwarz. Pechschwarz und dabei glänzend, als wäre sie extra für den Träger nachpoliert worden.

Ein wirklich ungewöhnliches Teil.

Ich fragte mich, aus welchem Grund Amelia Astor sie hatte in ihren Besitz bringen wollen. Lag es am schwarzen Stein, dessen Herkunft unbekannt war? Oder lag es an dem ebenfalls golden schimmernden Metallarmband, im Prinzip auch nichts Besonderes.

Nein, diese Uhr verstand und begriff ich nicht. Sie war nicht so wie alle anderen. Sie jedoch als gefährlich einzustufen fiel mir im Traum nicht ein.

Ich wollte sie genauer untersuchen und drehte sie um. Vielleicht entdeckte ich an der Rückseite einen Hinweis auf ihre Herkunft und auf ihre außergewöhnliche Kraft, falls sie denn vorhanden war.

Nichts zu sehen.

Allerdings auch keine Gravur, nur die glatte goldene Fläche. Ich drehte sie wieder um und strich mit der Fingerspitze über den Stein, den ich leider nicht berühren konnte, da er von einer sehr dünnen Glasplatte geschützt wurde.

Ich drehte sie, ich hielt sie gegen das Licht, sodass die schwarze Fläche einen anderen Schimmer annahm, aber auch er entlockte der Uhr das Rätsel nicht.

Allein oder allein gelassen saß ich in der Garderobe. Zum Glück waren die beiden Lautsprecher ausgeschaltet, die sonst das Geschehen auf der Bühne akustisch in die Garderoben übertrugen. Ich hörte so gut wie nichts, die Ruhe empfand ich beinahe schon als beklemmend, der eigene Herzschlag war überlaut zu hören, und manchmal spannte sich die Haut auf meinem Rücken.

Weshalb hatte mir Amelia Astor dieses kleine Kunstwerk ohne Bedingungen überlassen? Wollte sie mir beweisen, dass sie sich damit von einem Mordverdacht hatte rein waschen können?

Ich schaute gegen den Spiegel und in mein sehr nachdenkliches Gesicht. Gleichzeitig war ich auch angespannt.

Die Luft drückte. Sie war nicht klar. Sie roch nach Puder und Schminke. Bei jedem Atemzug schmeckte ich das Zeug auf der Zunge.

Ich dachte an Suko, der sich bestimmt Sorgen machte. Eigentlich waren wir in der Pause im Foyer verabredet gewesen. Da ich nicht erschienen war, würde er sich das Entsprechende denken und sich bestimmt auf die Suche nach mir begeben.

Noch immer lag die Uhr auf meiner Hand.

Allmählich steigerte sich meine Ungeduld. Ich kam mir vor wie ein Kind, dem ein Spielzeug überlassen worden war, ohne dass man ihm erklärt hatte, was er damit anfangen sollte.

Nun, man konnte eine Armbanduhr umlegen. Dazu war sie schließlich erfunden worden.

Das tat ich auch.

Wegen des dehnbaren Armbandes konnte ich die Uhr über meine

Hand streifen. Ich rückte sie noch etwas zurecht, damit ich direkt auf das schwarze Zifferblatt schauen konnte.

Schwarz wie die Finsternis, irgendwie anders, vielleicht sogar drohend. Und das bildete ich mir nicht ein, ebenso wenig wie die Veränderung, von der die Uhr erfasst wurde.

Die Schwärze blieb zwar, aber ich sah doch, dass sich eine andere Farbe hineinmischte, dass sie aus einer Tiefe stieg, die im Prinzip nicht vorhanden war.

Auch die zweite Farbe war dunkel, aber nicht schwarz. Möglicherweise ein tiefes, schattenhaftes Rot.

Rot wie - Blut!

Der Gedanke überfiel mich schlagartig. Natürlich hatte ich keinen Beweis, doch irgendeine Kraft war dabei, meine Gedanken genau in diese Richtung zu lenken.

Blut?

Blut war flüssig, aber nicht so zäh wie auf diesem schwarzen Zifferblatt.

Oder bewegte es sich?

Eine Unruhe hatte mich in den letzten Sekunden erfasst. Den Grund wusste ich nicht. Ich konnte mir nur denken, dass er mit dem Umbinden der Uhr in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Wenn das zutraf, dann musste diese ungewöhnliche Uhr ein Geheimnis bergen, das sie nun allmählich und auf eine sehr ungewöhnliche Art und Weise preisgab.

Wer hatte sich nun verändert? Die Umgebung oder ich?

Die Äußerlichkeiten waren dieselben geblieben. Ich spürte in mir die Veränderung, als wäre eine Kraft dabei, sich durch meine Haut zu drücken, um mich in Besitz zu nehmen. Sie wollte meinen Körper, sie wollte meine Seele, und sie begann tatsächlich damit, meinen eigenen Willen zurückzudrängen.

Ich fing an zu schwitzen.

Es waren kleine, dünne Schweißtropfen, die aus meinen Poren traten, obgleich es in der Garderobe gar nicht so warm war. Dieses Schwitzen führte ich auf einen anderen Grund zurück.

Die Angst, die Verwandlung, das tiefe Meer der Finsternis, das allmählich in mir hochkroch.

Andere Welten meldeten sich, gefährliche Pandämonien, unheimliche Hintergründe, die damit begannen, mein Seelenleben allmählich zu verändern und es unter ihre Kontrolle zu bringen.

Wo war die Erklärung?

Ich konnte sie geben, denn im Prinzip war sie einfach. Es hing mit der Uhr an meinem Gelenk zusammen. Von ihr strahlte die andere Kraft ab, die der meinen genau konträr gegenüberstand.

Ich legte die Finger der rechten Hand auf die Linke, um zu fühlen, ob

sich auch die Haut verändert hatte.
Sie war etwas wärmer geworden…
Da kam etwas. Eine finstere Drohung, die unheimliche Kraft aus einer anderen Welt.
Ich konzentrierte mich wieder auf das Zifferblatt. Noch immer zeigte es diesen schwarzen Glanz, aber die andere Farbe war ebenfalls vorhanden. Sie drängte sogar weiter vor, als wollte sie die Schwärze unterdrücken.
Diesmal war ich mir sicher.
Rot!
Stockiges, klumpiges, schlierenartiges Blut, das aus einer anderen Welt hervorkroch.
Ich dachte an die Verbindung, die es zwischen einem Vampir und dem Blut gab.
Er wollte Blut saugen, er musste davon leben, und mit den Opfern von Vampiren hatte ich es in diesem Fall sehr wohl zu tun gehabt, ohne dass mir allerdings ein Blutsauger begegnet wäre, abgesehen von Helen Wayne, einem Opfer.
Aber wer steckte dahinter?
Plötzlich erwärmte sich die Haut an meinem Handgelenk, die direkt unter der Uhr lag. Zunächst sehr langsam, dann aber stärker, sodass diese Erwärmung schon sehr bald zu einem Brennen wurde, das mein Handgelenk wie Feuer durchtoste.
Es blieb auch nicht auf diese Stelle fixiert, es wanderte weiter den Arm hoch, bis es die Schulter erreichte, sich dort ebenfalls ausbreitete und schließlich als unsichtbares Tuch meinen Brustkasten voll und ganz ausfüllte.
Heißes, feuriges Blut, das nicht nur meinen Körper erfüllte. Es beeinträchtigte mich auch auf eine andere Art und Weise, denn es wollte Besitz von meinen Gedanken nehmen, um somit meine eigene Psyche zu verändern und eine andere dagegensetzen.
Mein Atem ging schwer. In meinem Kopf rauschte es. Die Umgebung verschwamm allmählich. Sie sah so aus, als würde sie von unsichtbaren Kräften in den Hintergrund geschoben. Wenn ich in den Spiegel schielte, sah ich ihn nur als verwaschene Fläche, als würde dünner Nebel darüber hinwegstreichen.
Das war nicht zu erklären…
Beinahe magisch wurde mein Blick vom Zifferblatt der Armbanduhr angezogen.
Noch war es schwarz, noch bestand die Trennung zu der goldenen Fassung, aber der einst so feste Stein war in Bewegung geraten und gab etwas frei, das in der Tiefe gelauert hatte.
Etwas Schreckliches, Furchtbares, vor dem ich mich hätte fürchten oder es zumindest ablehnen müssen.

Aber nichts dergleichen. Ich war regelrecht gespannt darauf, zu erfahren, was sich nun näherte.

Es nahm Gestalt an, Umrisse erschienen.

Ein bleiches Gesicht, dunkle Haare, eine hohe Stirn mit einem blutigen D in der Mitte.

Das D für Dracula II!

Ich sah in das Gesicht meines Todfeindes Will Mallmann!

***

Eigentlich hätte mich der Schreck treffen müssen. Stattdessen saß ich da und schaute fasziniert auf das Zifferblatt, als hätte ich nur darauf gewartet, endlich dem großen Meister ins Angesicht sehen zu können.

Mallmann war da. Und Mallmann alias Dracula II kontrollierte diese Uhr.

Hätte ich es mir denken können?

Nein, darauf wäre ich nie gekommen. Außerdem spielte das jetzt keine Rolle mehr, denn ich war von dem Anblick der Vampirfratze weder geschockt noch abgestoßen, sondern auf eine ungewöhnliche und schaurige Art und Weise fasziniert.

Ja, dieses Gesicht faszinierte mich. Es war einfach allumfassend. Es drang in mich ein, es nahm mich gefangen, es veränderte mich innerlich, und ich merkte plötzlich, dass sich in meinem Körper etwas ausbreitete, das ich zuvor nicht gekannt hatte.

Eine regelrechte Gier.

Die Gier nach Blut.

Meine Zungenspitze stieß aus dem Mund und umkreiste die Lippen. Ich atmete heftig und stieß diesen Atem gegen das Zifferblatt, um es zu umfangen.

Was war das nur?

Das Gesicht blieb. Sehr düster glühte das D auf der breiten Stirn. Die beiden langen Blutzähne des Vampirs traten sehr deutlich hervor, als wären sie so etwas wie eine Botschaft für mich.

Dann hörte ich ihn. Verdammt, es war seine Stimme, die sich in meinem Kopf ausbreitete, die das Gehirn erfüllte und mein eigenes Fühlen und Denken weit zurückschraubte.

Mallmann sprach auf telepathischem Weg mit mir. Er wollte von mir etwas hören, er wollte aber auch seinen Triumph auskosten, wie schon seine ersten Worte bewiesen.

»Du bist es, John Sinclair. Du trägst jetzt meine Uhr. Ich habe gehofft, dass es so kommen würde…«

Es fiel mir schwer, die Gedanken zu einer Frage zu ordnen. »Wieso ist es deine Uhr?«

»Ja, die Blutuhr.«

»Blut?«

»Schau auf das Zifferblatt. Mein Gesicht zeichnet sich dort ab. Es ist eingehüllt in den Stein, sodass ich überall bin. Ich kann dich genau beobachten. Ich kann dich zu mir holen, ich kann dich in meine Welt reißen, denn es gibt durch die Uhr einen unmittelbaren Kontakt zu dir, John. Durch die Uhr…«

»Ich - ich sehe es…«

»Aber du weißt noch nichts.«

»Dann kläre mich auf.«

»Das will ich gern tun. So schlicht die Uhr auch erscheinen mag, so faszinierend ist sie auf der anderen Seite. Dies geschieht durch meine Beeinflussung, denn ich habe für die Beschaffenheit des Zifferblattes gesorgt. Ich allein. Hast du nicht herumgerätselt, woraus dieser schwarze Stein bestehen könnte, der eine derartige und einmalige Faszination trotz seiner Schlichtheit auf den Betrachter ausübt?«

»Das stimmt.«

»Ich will es dir sagen, Sinclair. Es ist ein Stein, aber eigentlich ist er flüssig. Denke nach, denke genau nach…«

Das tat ich, aber es war schwer, weil in meinem Kopf alles durcheinander brauste und ich den Eindruck hatte, allmählich weggetragen zu werden in eine andere, fremde Welt, die von Kreaturen, wie Mallmann eine war, beherrscht wurde.

»Nun…«

»Ich denke noch nach.«

»So viel Zeit habe ich nicht. Deshalb will ich es dir sagen. Stein stimmt schon, aber kein normaler. Denke daran, was sich in meinem Besitz befindet und mich so stark gemacht hat.«

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich gab die Antwort laut und gleichzeitig gedanklich.

»Der Blutstein!«

»So ist es!«

Himmel, jetzt hatte ich die Lösung. Mallmann war durch den Besitz des Blutsteins fast unverwundbar geworden. Er konnte sich auf das alte Blut des Vlad Dracula verlassen. Es war gestockt, es war zusammengepresst, und es war hart geworden.

Hart wie Stein eben…

Ich hörte ihn wieder. »Nur ein kleiner Teil des Blutsteins wurde benötigt, die Uhr damit füllen zu können. Ich habe ihn aufgelöst, damit ich die Fläche bedecken konnte. Der Stein schwamm in Blut. Beide zusammen haben sich verhärtet, sind schwarz geworden und für mich so etwas wie die Leiter von meiner Welt in die andere. In ihm steckt meine Kraft, mein Wissen, das ich zusätzlich auf eine andere Ebene transportiert habe, John Sinclair. Die Uhr schafft es sehr leicht, andere zu beeinflussen. Ich kann meinen Willen endlich transportieren, ich kann ihn den anderen aufzwingen. Ich kann sie

verändern, Sinclair. Ich kann auch dich verändern, verstehst du?«
»Ich glaube schon.« Der Schweiß war nicht mehr aufzuhalten. Er rann mir in Strömen über mein Gesicht. Wenn ich atmete, hörte es sich an, als würde ich nach Luft schnappen.
Ich saß zwar auf dem Hocker, kam mir jedoch vor, als würde ich in eine andere Welt fliegen.
Es war alles verdreht, verrückt, einfach nicht zu fassen, und ich geriet von Sekunde zu Sekunde stärker in den Bann des unheimlichen Vampirs, der auch mein eigenes Denken überschwemmt hatte. Ich war nicht mehr ich selbst, nicht mehr der Geisterjäger, der geschworen hatte, gegen die dämonischen Mächte vorzugehen.
Ich stand unter seinem Bann.
Und er freute sich, er lächelte, er zog seine Lippen noch breiter, er nickte sogar, und dann fragte er mich: »Du hast doch bestimmt darüber gerätselt, wie es möglich ist, dass sich Menschen plötzlich in Vampire verwandeln.«
»Sicher.«
»Ich will dich aufklären.« Seine Augen leuchteten plötzlich. »Der eigentliche Träger der Uhr ist kein Vampir. Aber er kann zu einem Vampir werden. Er erlebt dann die Sekunde des Schreckens, wenn meine Kraft ihn überschwemmt und er sich zu einen bestimmten Zeitpunkt in einen Blutsauger verwandelt.«
»Er wird dann auch handeln wie ein Vampir?«
»Ja.«
Ich sah klarer. Ich wusste jetzt auch, dass ich nur die Opfer gefunden hatte, nicht aber das Grundübel. Wahrscheinlich konnten sie nicht einmal etwas dafür, denn die fremden Kräfte hatten sie manipuliert und unter ihre Kontrolle bekommen. Eigentlich waren sie unschuldig, dachte ich, wobei ich mich gleichzeitig an den toten Juwelier erinnerte, der nicht durch einen Vampirbiss umgekommen war.
»Er war erschlagen worden…«
»Wenn derjenige, der die Uhr an seinem Handgelenk trägt, so handeln wird wie ein Vampir, dann gilt das für jeden«, erklärte Mallmann mir. »Und jetzt trägst du die Uhr!«
Das stimmte. Ich brauchte ja nur meinen Blick zu senken. Mir wurde die Tragweite dessen, was er gesagt hatte, bewusst. Das war einfach furchtbar. Trotz meiner Waffen, die ich bei mir trug, würde ich keine Chance erhalten, weil es Mallmann gelungen war, meine Psyche zu manipulieren. Ich würde zu einem Blutsauger werden, mir würden Vampirzähne wachsen, um damit in die Hälse der normalen Menschen zu beißen, weil ich an deren Blut herankommen wollte.
Ein grauenhafter Gedanke, ein furchtbares Schicksal, eine stockdunkle Zukunft, die sich da abzeichnete.
Und Mallmann hatte seinen Spaß. »Ich freue mich darauf, wenn du

den ersten Menschen, der diese Garderobe betritt, anfallen und deine Zähne in seinen Hals schlagen wirst. Es wird für mich der große Triumph sein. Ich bin dabei, mir ein Reich aufzubauen. Ich suche Helfer, ich werde sie finden, und ich habe dir schon einmal vor einiger Zeit erklärt, dass ich besser bin als du. Die Uhr war einer meiner vielen Tricks, andere werden folgen, darauf kannst du dich verlassen. Der Besitz des Blutsteins zahlt sich aus, Sinclair, und du hast ihn mir gegeben, du hast ihn mir überlassen. Erinnerst du dich?«

Und ob ich mich daran erinnerte. Aber ich hatte den Stein nicht freiwillig abgegeben. Es war eine Erpressung gewesen, denn nur deshalb hatte Mallmann meine Mutter freigelassen, die sich für einige Zeit in seiner Gesellschaft befunden hatte.

Nun war ich an der Reihe…

Ich wollte mich bewegen, und den Blick von der Uhr wegnehmen, das war einfach nicht zu schaffen.

Mallmann hatte mir unsichtbare Fesseln angelegt, und er verstärkte den Druck sogar.

Ich stöhnte unter der Last, unter dieser verfluchten Kraft, die mich voll und ganz ausfüllte.

Auf das Kreuz konnte ich mich nicht konzentrieren. Es gelang mir nicht einmal, meinen rechten Arm zu heben, um wenigstens an eine der Waffen zu gelangen.

Und die Uhr wuchs.

Sie nahm eine unwahrscheinliche Größe an, wurde zu einem Mond des Schreckens, der mein Gesichtsfeld voll und ganz ausfüllte. Ich sah nur ihn, ich sah sein Gesicht, ich erkannte darin den großen Triumph, und in den Adern kochte mein Blut.

»Du kannst dich nicht wehren, Sinclair. Du kannst dich nicht wehren. Du gehörst mir…«

Er bewies es im folgenden Moment. Etwas drehte mich auf dem Hocker herum und drückte mich gleichzeitig nach hinten, wo keine Rückenlehne war, die mir Halt gegeben hätte.

Ich fiel zu Boden.

Den Aufprall spürte ich sehr deutlich. Etwas Hartes bahnte sich den Weg durch meinen Kopf. Meine Füße zuckten, die Hacken hinterließen dumpfe Trommelschläge.

»Gleich wirst du es spüren, Sinclair. Dann kommt es über dich. Der Druck wird stärker. Dir werden die beiden Blutzähne wachsen, und du kannst nichts dagegen tun…«

Er lachte, und ich hatte das Gefühl, dass mein Mund bis zur Kehle hin mit stockigem Blut gefüllt war…

***

Sukos Sorgen wuchsen!

John Sinclair hatte die Verabredung in der Pause nicht eingehalten. Eine Tatsache, die überhaupt nicht zu ihm passte, es sei denn, jemand hatte ihn mit Gewalt daran gehindert.

Aber wer?

Für den Inspektor kam eigentlich nur Amelia Astor in Frage. Doch war sie allein stark genug, um John zu stoppen? Er ging schon davon aus, dass sie einen gewissen Einfluss besaß. Sicherlich hatte sie auch Helfer, die ihr zur Seite standen.

Obwohl Suko sehr ruhig an einer strategisch übersichtlichen Stelle stand und dabei sehr ruhig wirkte, stand in seinen Augen das Gegenteil. Sie befanden sich in einer ständigen Bewegung, er schaute immer wieder in die Gesichter der Zuschauer, kannte bald die meisten, aber John entdeckte er nicht.

Die Pause verstrich.

Suko schaute zu, wie die Zuschauer in den Zuschauerraum strömten. Sie redeten miteinander, sie waren angetörnt. Er ging davon aus, dass einige unter ihnen die Pause genutzt hatten, um Drogen zu nehmen.

Er blieb zurück.

Nicht als einzige Person, denn durch das Foyer lief ein Mann, der einen grauen Kittel trug und auf eine bestimmte Tür zuschritt. Suko stellte sich ihm in den Weg.

»Hören Sie, Mister, lassen Sie mich vorbei. Ich bin Inspizient und muss hinter die Bühne.«

»Da wollte ich auch hin!« Suko sagte es spontan, denn dort hatte er noch nicht nach John geschaut.

»Sie?« Der Kittelträger riss die Augen auf.

»Ja, hier, lesen Sie!« Suko zeigte ihm den Ausweis.

Der Inspizient erbleichte. Er atmete schnaufend. »Nun ja, dann kommen Sie. Darf ich fragen, wen Sie verhaften wollen?«

»Keinen. Ich suche einen Mann.«

»Von uns?«

»Nein.«

Die beiden hatten die Tür erreicht. Sie war aus Metall gefertigt worden und feuerfest. Sekunden später betraten sie die Welt jenseits von Glamour und Flitter.

Sie war grau, sie war irgendwie düster, und sie roch nach Staub und altem Rost.

Die meisten Akteure befanden sich bereits auf der Bühne. Auch Amelia Astor entdeckte Suko nicht.

Einige Tänzer standen in Wartestellung, sehr angespannt.

Als Suko einen jungen Mann ansprach, erntete er einen funkelnden Blick. »Lass mich in Ruhe, Mann!«

»Haben Sie einen Fremden gesehen, der folgendermaßen aussieht?« Suko gab eine Beschreibung.

»Nein.«
»Aber ich«, sagte ein anderer.
»Und wo?«
»Er ist in Amelias Garderobe gegangen. Ja, dort werden Sie ihn wahrscheinlich finden.«
»Danke sehr.«
Die Garderobe zeigte ihm der Inspizient, der sich dann wieder um seinen eigentlichen Job kümmerte und die Tänzer auf die Bühne schickte.
Allein ging Suko dem Ziel entgegen. Er sah die beiden Buchstaben auf der Tür und hoffte, dass sie nicht verschlossen war.
Ruckartig zerrte er sie auf.
Das nackte Entsetzen packte ihn. Er starrte in die Garderobe und sah seinen Freund John am Boden liegen.
Vor dessen Lippen stand gelblicher Schaum wie der Geifer bei einem Werwolf…

***

Ich kämpfte verzweifelt.
Nicht mit körperlichen Kräften und auch nicht gegen physischen Angriff, nein, es musste einfach auf einem anderen Weg gehen, denn dieser Kampf spielte sich auf mentaler Ebene ab.
Er fand in den Gehirnen statt, es war eine Auseinandersetzung zwischen ihm und mir.
Wo er war, wusste ich nicht. Vielleicht in einer anderen Welt, einer anderen Dimension. Möglicherweise auch in meiner Nähe, bei Mallmann wusste man es nie.
Ich lag noch immer auf dem Rücken. In meinem Kopf tobten die gegensätzlichen Kräfte wie ein gewaltiges Gewitter, begleitet von Orkanböen, einem bösartigen Sturm, der mein eigenes Ich einfach hinwegfegen wollte.
Noch hielt ich dagegen!
Aber die Macht des Vampirs drückte immer tiefer. Die Uhr an meinem linken Handgelenk war zu einer Quelle des Bösen geworden. Ich wollte sie weghaben, sie entfernen.. Dass es mir gelang, den linken Arm zu heben, empfand ich als ein kleines Wunder. Ich konnte ihn auch anziehen und die Uhr so in mein Sichtfeld bringen.
Nicht nur sie sah ich, sondern auch meine linke Hand.
War sie das noch?
Die Finger, der Handrücken, sie hatten eine andere Farbe angenommen, sie waren grau wie helle Asche geworden, als wäre ich schon längst zu einem Vampir geworden.
Ich wollte die Finger bewegen. Diesen Befehl gab mein Gehirn, doch die Hand gehorchte mir nicht.

Stattdessen durchtoste meinen Kopf ein schriller Ruf. Es war ein Schrei, wie ihn ein Mensch kaum ausstieß. Ein grässlicher Jubelruf des Dämons Mallmann.

Hatte er gewonnen?

Noch immer spürte ich den Geschmack des alten, stockigen Blutes in meinem Mund. Das Würgen war einfach nicht abzustellen, ich bildete mir es auch nicht ein. Da befand sich etwas in meinem Mund.

Ich spie es aus.

Wie Seifenschaum quoll es vor meinen Lippen, aber es bekam Nachschub, der Druck verstärkte sich. Ich wollte nach meinem Kreuz schreien und versuchen, es zu aktivieren, Hilfe zu holen, aber dieses Vorhaben misslang, da mich Mallmann voll und ganz beherrschte.

Er war mein Meister, er war der Herr über Leben, Tod und den blutigen Schrecken.

Und dann erschien der Schatten. Er war groß, wuchtig, er hatte auch ein Gesicht.

Suko!

Der Inspektor stand über mir. In seinen Augen las ich die Angst, und er tat genau das Richtige, denn mit einem Blick hatte er die Gefahr erkannt.

Er riss mir die Uhr vom Arm!

Sofort war alles anders. Da schien jemand eine Decke weggezogen zu haben, die alles andere bisher verdeckte. Ich sah klar, die Nässe vor meinen Lippen blieb, die Stimme des Blutsaugers war aus meinem Hirn verschwunden, und auch die normale Haut bildete sich wieder zurück.

Suko hatte die Uhr auf den Boden gelegt. Der rechte Fuß schwebte bereits über dem Zifferblatt. Er wollte das Ding zertreten wie einen Wurm.

Der Absatz landete wuchtig auf dem Glas.

Nichts passierte. Sie zersplitterte nicht. Das Glas wohl, aber nicht der Stein.

Er hielt, ich hörte Suko fluchen und rollte mich schwerfällig auf die Seite. Dabei tastete ich nach dem Kreuz. Ich musste es nehmen, nur so sah ich die Chance.

»Nimm es!«, keuchte ich. »Nimm es…«

Suko griff zu. Er zerrte es mir aus der Hand - und er setzte es gegen die Blutuhr ein.

Kreuz gegen den Stein.

Gut gegen Böse!

Wer gewann?

Ich hörte einen Schrei, Suko hörte ihn. Der Schrei war aus der Uhr gedrungen, wo das Gesicht des Vampirs verschwand und sich dabei in einen farbigen Brei verwandelte.

Dann zersprühte der Rest des Blutsteins vor unseren Augen. Er wurde nicht flüssig, er verdampfte zu einer rötlichen Wolke, die wie ein Blutschleier durch den Raum trieb, bevor sie sich auflöste und nichts mehr zu sehen war.

Wir hatten es geschafft. Es war ein gutes Gefühl. Und trotzdem blieb ich liegen…

***

Eine halbe Stunde später war ich wieder okay. Gemeinsam warteten wir auf Amelia Astor.

Aber sie kam nicht.

Stattdessen stürzte der Feuerwehrmann in die Garderobe, bleich wie eine Kalkwand.

»Was ist geschehen?« Suko sprang auf.

»Sie sind doch Polizist…«

»Ja, wir beide.«

»Ein Selbstmord, glaube ich. Der Star der Truppe. Miss Astor hat sich von einem Aufbau im Finale auf die Bühne gestürzt. Ich weiß nicht, ob ihr noch zu helfen ist.«

Wir schauten uns kaum an und rannten los. Der Vorhang war geschlossen, im Zuschauerraum staute sich die Hektik, und wir sahen den Körper der Tänzerin flach auf den Brettern liegen.

Sie war nicht tot, sie lebte noch, aber sie würde sich nie mehr so bewegen können wie sonst.

Sie schaute uns an. »Ich habe es gespürt!«, flüsterte sie. »Ich habe es genau gespürt. Er hat mich verlassen. Nichts wird mehr so sein wie sonst. Jeder muss bezahlen, nicht war?«

Ich nickte und sagte dann: »Ja, bezahlen muss jeder im Leben, Amelia. Und das nennt man Gerechtigkeit…«

Nach dieser Antwort traten wir zur Seite, damit die alarmierten Helfer Platz hatten, sich um die Schwerverletzte zu kümmern.

Ich aber war heilfroh, dass Mallmanns Blutuhr nicht mehr existierte…

ENDE